This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NAS
Glat-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

I.B.p.14

Weinrauch del. et fc. Vienna

Nie, ihr Theuern! nie will ich euch vergessen!

Familiengemählde

und

Erzählungen

für die Jugend

von

Jakob Glatz,
k. k. Consistorial-Rathe in Wien.

Erstes Bändchen.
Zweyte verbesserte Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Gotha,
bey Justus Perthes, 1821.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
762649 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Meinem

alten, treuen Freunde,

Herrn

Paul Josephi,

Conseniot und Prediger der evangelischen
Gemeinde A. C. zu Czinkota, bey
Pesth, in Ungarn,

aus Achtung und Freundschaft

gewidmet.

KRAUS 24DEC34

„einzige Quelle unsers Glücks, unsrer „Freundschaft!“ — so lautete damahls mein freundschaftlicher Zuruf an Dich, und wohl uns, daß, was er enthält, von uns nie unbeachtet gelassen worden ist! Wir sind seitdem beynahe um ein Viertel-Jahrhundert älter, aber das Streben nach jenem Heiligsten ist keinem von uns jemahls fremd geworden. Auch hat ein guter Genius über unsre Freundschaft schützend gewaltet, und war es uns gleich nicht mehr als Ein Mahl vergönnt, einander wieder an das liebende Herz zu drücken: so blieb doch die gegenseitige Gesinnung immer dieselbe. Und sie wird und soll dieselbe bleiben, bis der Tod das Band der Freundschaft löst, das uns von jeher so innig und fest umschloß.

Gott mit Dir, mein theurer Freund, und mit der, die Er Dir zur treuen, liebevollen Gefährtin durch das Leben gab! Ewig

Wien,
im Sommer
1820.

Dein
treugesinnter Freund
Jacob Glatz.

Vorwort.

Das vorliegende Büchlein und das bey Fr. Fleischer in Leipzig, zu gleicher Zeit erschienene „Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal“ waren die ersten Jugendschriften, mit denen ich zu Schnepfenthal in einem zahlreichen Kreise von Knaben und Jünglingen lebend, vor ein und zwanzig Jahren aufgetreten bin. Seitdem ist eine ziemlich lange Reihe von Schriften dieser Art von mir erschienen, und das Publikum, für welches sie bestimmt sind, hat sie so wohlwollend aufgenommen, daß die meisten davon mehrmahls von neuem aufgelegt werden mußten und viele auch in fremde Sprachen übersetzt worden sind. Dieß scheint mich zu der Hoffnung zu berechtigen, daß meine schriftstellerischen Bemühungen, zur Bildung und Veredlung des emporwachsenden Geschlechts das Meinige mit beyzutragen, nicht ganz fruchtlos geblieben seyn dürften — ein Gedanke, der für mich bey dem stillen Rückblicke auf meine nun gerade fünf und zwanzigjährige schriftstellerische Wirksamkeit, die ich — man erlaube mir es, zu sagen —

von

von jeher als ein von Gott mir angewiesenes Geschäft anzusehen und zu betreiben gewohnt gewesen bin, nicht wenig Erfreuliches und Lohnendes hat. Daß meine zwey ersten Jugendschriften, die vorliegende und das obenerwähnte Unterhaltungsbuch der kleinen Familie von Grünthal, nach mehr als zwanzig Jahren noch einer neuen Auflage bedürftig sind und werth geachtet werden, bin ich geneigt, als einen neuen Beweis des Wohlwollens anzusehen, mit welchem mich das Publikum, für welches ich schrieb, bereits ein Viertelsjahrhundert lang beglückt hat, und indem ich meine Empfindungen der Freude darüber und des Dankes dafür nicht verhehlen und verschweigen darf und mag, wünsche ich dabey nur, daß man das vorliegende Büchlein in dieser neuen Auflage eben so schonend und gütig aufnehmen möge, als vor zwey Jahrzehnten, da es zum ersten Mahle erschien, und mich dem Publikum als Jugendschriftsteller bekannt machte! Der Grundton desselben ließ sich, ohne eine gänzliche Umschmelzung, nicht ändern; aber der Ausdruck ist vielfältig verbessert wurden. Möge es den Lesern eine angenehme und nützliche Lectüre gewähren!

Wien, zu Michaelis 1820.

J. Glatz.

Herr Cleon und seine Schüler.

Herr Cleon war ein trefflicher Mann. Ueberall, wohin er kam, sah man ihn gern; besonders hingen ihm die Kinder stark an. Wenn er ausging, sah man ihn immer von einer Schaar derselben umringt. Er erzählte ihnen anziehende Geschichten und erwarb sich dadurch in hohem Grade ihre Liebe. Oft sah man ihn auf einem Hügel, oder auf einer Wiese, an einem plätschernden Bache, oder unter dem Schatten obstreicher Bäume sitzen, und neben ihm aufmerksame Zuhörer beyderley Geschlechts. Manchmal sprang er auch wohl mit ihnen herum, schlug den Ball und nahm Theil an dem lustigen Jagdspiele.

Ein Kaufmann, der viel Verstand, ein gutes Herz, eine vernünftige Frau und neun liebe Kinder hatte, lernte Herrn Cleon kennen. Der

junge Mann gefiel ihm und er sagte zu seiner Frau: diesen möcht' ich wohl zum Lehrer unsrer kleinern Kinder haben. — Noch an demselben Tage ließ er Herrn Cleon zu sich einladen und fragte ihn: ob er nicht geneigt wäre, täglich ein Paar Stunden in sein Haus zu kommen, und seinen Kindern Unterricht zu ertheilen. Cleon nahm den Antrag an, und die Kinder und ihre Eltern freuten sich darüber. Froh sprangen jene am nächsten Tage ihrem Lehrer entgegen, und Wilhelm, der Kleinste, reichte ihm traulich sein Händchen und sagte: Weißt du denn auch, daß mirs recht lieb ist, daß du unser Lehrer wirst? Und weißt du denn auch, versetzte Cleon, wann es mir recht lieb seyn wird, daß du und ihr alle meine Schüler seyd? „Wenn wir fleißig und gut sind," antwortete Marianne, und alle lächelten gar freundlich.

Cleon verlebte in diesem Hause einige glückliche Jahre, und die Familie hatte ihn so lieb gewonnen, wie ihren eigenen Sohn. Wenn ihm etwas Unangenehmes begegnete, und er nirgends Ruhe und Erheiterung finden konnte, so eilte er in den Kreis seiner Schüler und Schülerinnen, unterhielt sich mit ihnen, scherzte und spielte mit den muntern Kleinen, zog wohl manches

ches Mahl Campe's Robinson, die Reisen der Salzmannischen Zöglinge, die Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, oder ein anderes nützliches Buch, aus der Tasche, und las ihnen manches daraus vor. Das gab nun Veranlassung zu mancherley Unterredungen, drolligen Einfällen, unschuldigen Scherzen, und zuweilen zu einem recht herzlichen Gelächter. Und wenn Cleon vorher noch so traurig gewesen war, so erheiterte sich doch in der Gesellschaft seiner Schüler immer sein Herz, und er vergaß alles, was vorgefallen war, und was sein Gemüth verstimmt hatte. Diese Erfahrung haben schon viele Lehrer und Erzieher gemacht. Wenn sie mißmüthig waren, nahmen sie ihre Zuflucht zu der Gesellschaft guter Kinder, und fanden hier Erheiterung. Aber die Kleinen mußten auch wirklich gut und liebenswürdig seyn.

Cleon machte sich um seine Schüler und um die ganze Familie sehr verdient. Die Kinder lernten viel Nützliches, und, was noch mehr heißt, ihr Herz wurde mit jedem Tage besser und edler. Freylich waren sie nicht ohne Fehler; Ludwig hatte z. B. eine gute Portion Leichtsinn, Karolinchen eine hübsche Quantität Bequemlichkeit bey ihren Geschäften, und die an-

deren hatten andere Fehler. Aber sie waren doch geneigt, den Vorstellungen ihres Lehrers Gehör zu geben. Und so lange ein Kind noch ein offenes Ohr für Vorstellungen hat, so lange steht es noch gut um dasselbe. Aber damit ist nun freylich die Sache noch nicht abgethan. Ein Kind muß auch den festen Entschluß fassen, diesen Vorstellungen gemäß zu leben; sonst helfen diese nichts. So kenne ich einen Knaben, der die häßliche Gewohnheit angenommen hat, gleich auf zu fahren, wenn er glaubt, von jemand beleidigt worden zu seyn. Sein Gesicht wird dann feuerroth, seine Augen funkeln vor Zorn und er zittert am ganzen Leibe. Viele haben ihn, wenn er sich in diesem krampfhaften Zustande befand, mit einem zornigen Puterhahne verglichen, der durch ein rothes Kleid, oder durch ein heftiges Pfeifen aufgebracht worden ist, und nun seine Federn emporsträubt, den rothen Hals aufbläst und Miene macht, dem Pfeifer ins Gesicht zu springen. „Armer Knabe!“ sagte schon oft der Vater zu ihm, „wie entstellt bist du; jeder freundliche, einnehmende Zug ist aus deinem Gesichte verschwunden; es glüht wie Kupfer; deine schönen Augen sehen aus wie die Augen einer erzürnten

Katze,

Katze, und dein Körper zittert, wie wenn du das kalte Fieber hättest; deine Zunge bewegt sich, wie ein Stück von einem zerrissenen Segel, das der Sturmwind hin und her treibt; deine Rede ist den Reden ähnlich, die ein Wahnsinniger, oder ein Kranker, der am hitzigen Fieber darnieder liegt, zuweilen vorbringt, und, anstatt deinen Beleidiger mit solchen Reden zu bestrafen, machst du dich nur äußerst lächerlich. Deinem Körper schadest du, und in den Augen aller besser Denkenden machst du dich verächtlich.“ So sprach schon oft der Vater, und der jähzornige Sohn hörte immer geduldig zu; allein er hörte auch bloß zu, gab sich jedoch niemahls Mühe, seinen häßlichen Fehler, der ihm schon zur Gewohnheit geworden ist, abzulegen; daher ist er immer der alte jähzornige Niklas.

So machten es Cleons Schüler nicht; sie ließen es nicht dabey bewenden, seinen Vorstellungen ein geneigtes Ohr zu leihen, sondern sie bestrebten sich auch, ihnen nachzuleben. Sie wollten mit jedem Tage besser werden; und weil sie es wollten, so wurden sie auch immer besser. Denn, wenn der Mensch nur ernstlich gut werden will, so kann er es auch; und wenn er sagt:

Ich

Ich kann nicht gut werden; so sagt er nichts anderes, als: Ich will nicht gut werden. Probiert es nur, lieben Leser! und wollet ernstlich einen Fehler, den ihr an euch bemerkt, ablegen; gewiß es wird euch dann gelingen. So war Peter gewohnt, oft zur unrechten Zeit, z. B. in den Lehrstunden, nach Tische, und wenn der Abend sich näherte, einzuschlafen, und Christoph, andere durch boßhafte Späßchen zu beleidigen; aber beyde sagten in einer glücklichen Stunde zu sich, der eine: künftig will ich gewiß nicht mehr zur unrechten Zeit einschlafen, und der andere: niemahls mehr will ich durch meine Einfälle meine Kameraden kränken. Der eine ist jetzt immer munter, auch dann, wenn andere schon die Augenlieder sinken lassen; der andere aber ist so verträglich, daß ihn jedermann gern sieht und seine Gesellschaft sucht.

Da Herr Cleon mit glücklichem Erfolge den Verstand seiner Schüler zu bilden und ihr Herz zu veredeln suchte: so waren nicht nur die Eltern ihm sehr gewogen, sondern auch die Kinder, die es wohl einsahen, was sie ihrem guten Lehrer schuldig wären, hingen an ihm mit der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit. „Ach! wenn Sie doch

doch ewig bey uns blieben, beſter Herr Cleon!“ ſagte die freundliche Friederike, und der dicke kleine Wilhelm ſah ſie verwundernd an und ſprach: „Nun das verſteht ſich, daß Herr Cleon immer bey uns bleibt; wo ſollt' er denn hingehen, man hätt' ihn gewiß nirgends ſo lieb, als hier. Nicht wahr, Herr Cleon, du bleibſt immer bey uns?“

Der Lehrer lächelte, hob den Kleinen in die Höh' und gab ihm einen Kuß. Ich hab' euch alle recht gern, ſagte er, dich und deinen Bruder Ludwig und deine Schweſtern, Karolinchen, Friederike und Marianne, auch eure liebe Lieſette und Wilhelmine hab' ich recht gern, und die größeren Brüder, von denen der eine weit, weit von uns in Amerika, der andere aber noch bey uns iſt; und euern Vater und die Mutter, ach! die hab' ich herzlich lieb. Mit euch wollte ich gern immer beyſammen ſeyn. Aber das geht nicht an, lieben Kinder! es geht nicht an!

Das wüßt' ich doch nicht, ſagte Friederike, warum ſollte denn das nicht angehen können? Zimmer haben wir genug, an Eſſen und Trinken wird's uns auch nicht fehlen; auch wird es an Gelde zu Kleidern und Büchern nicht mangeln.

Das

Das glaub' ich wohl, erwiederte Cleon. Aber hat denn der Mensch schon alles, wenn er eine Stube, Essen und Trinken, Kleider und Bücher hat? Wißt ihr denn nicht, daß der Mensch trachten muß, immer weiser und geschickter zu werden? Um dieses zu werden, ist es nöthig, daß er nicht immer in einer Stadt bleibe, sondern sich immer in der Welt umsehe, Menschen und Länder kennen lerne und sich recht viele Erfahrungen einsammle.

„Je! das kannst du alles auch hier thun, sagte Wilhelm; du siehst und kennst Menschen genug, ich glaube wohl, daß du über hundert Leute kennst; und die Länder, ach! mit diesen kannst du bald bekannt werden, ohne herum zu reisen. Du hast ja schöne Landkarten und Fabri's Geographie."

Herr Cleon mußte herzlich über den kleinen Mann lachen. Du verstehst mich noch nicht recht, lieber Wilhelm, sprach er. Sage mir nur, warum ging dein Bruder nach Amerika?

„Vermuthlich doch, um recht vieles zu erfahren und zu lernen, antwortete Wilhelm."

Und wenn Leopold einmal uns auch verläßt und nach Frankfurt am Main, oder Leipzig, Berlin, oder vielleicht wohl gar in die berühmte Stadt London geht; aus welcher Absicht wird er dieses wohl thun?

„Ohne Zweifel aus der nämlichen Absicht, aus welcher Jakob nach Amerika gereist ist.“

Aber warum blieb denn der Amerikaner nicht hier? Er hätte doch gewiß eine Stube, Essen und Trinken, Kleider und Bücher haben, sein Zimmer hätte er sich ganz mit Landkarten austapeziren und sich außer Fabri's Geographie noch viele andere geographische Werke anschaffen können?

„Je! das weiß ich nicht, warum er nicht hier blieb. Aber ich glaube, er ging darum nach Amerika, weil der Vater meint, der Mensch müsse sich, besonders in seinen jungen Jahren, in der weiten Welt herumtummeln. Wenn er nur auf alles fein aufmerksam wäre: so könnte er dann so viel lernen, als er nimmer gelernt haben würde, wenn er immer in seinem Geburtsorte geblieben, und seine Weisheit nur aus Büchern geschöpft hätte.“

Dein

Dein Vater, lieber Wilhelm! hat vollkommen Recht. Ich bin auch ganz seiner Meinung. Aber eben deswegen kann ich nicht immer bey euch bleiben. Und ich muß es euch nur schon einmahl sagen; es ist mein fester Vorsatz, in einem Monate euch auf ein Paar Jahre zu verlassen.

Die Kinder wurden wie vom Blitze gerühret; sahen mit zweifelhaftem, starren Blicke Herrn Cleon an, und ihre Augen sahen gar sonderbar aus, wie wenn sie naß gewesen wären.

„Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst?“ versetzte der betroffene Ludwig.

Ach! Sie wollen uns nur einen Schreck einjagen; versetzte Marianne, und Wilhelm guckte den Lehrer bedächtig an und sprach: Du machst doch immer ein Späßchen.

Friederikchen und Karolinchen sahen Herrn Cleon forschend ins Auge, und der erstern entfiel der Federwisch, womit sie eben Tisch und Schrank reinigte. Denn sie und Marianne liebten dergleichen häusliche Beschäftigungen gar sehr, kehrten z. B. gern die Stube aus, und

und machten sich in der Küche immer etwas zu thun.

Hr. Cleon. Es ist, lieben Kinder! kein Späschen, sondern mein völliger Ernst, daß ich euch nach vier Wochen verlassen will.

Wilhelm, (ernsthaft und etwas bestürzt). Wir lassen dich aber nicht. Du hast uns doch lieb, und wir haben dich auch recht lieb, und darum mußt du hier bey uns bleiben; und kurz und gut, wir lassen dich nicht fort.

Hr. Cleon. Wie? du kleiner Mann willst dich meiner Reise entgegen setzen? Du hast ja doch selbst so große Lust herumzureisen und die Welt zu sehen. Ich denke immer, nach einigen Jahren bist du in Philadelphia oder gar in Süd-Indien, oder, oder — droben im Monde.

Wilhelm. Der Mond ist mir ein Bischen zu weit. Aber in Philadelphia, ja daraus kann was werden! Bleibe wenigstens so lange bey uns, bis ich auch fortwandre.

Diese Bitte wiederholten auch die übrigen Kinder. Aber Cleon wußte besser, was ihnen noch

noth, und was zu thun sey. Er packte seine Sachen zusammen; denn es näherte sich mit schnellen Schritten der Tag seiner Abreise.

Cleon hatte einige gute Freunde, die sich auch mit der Erziehung beschäftigten. Mit ihnen und mit ihren Zöglingen wollte er noch ein Mahl sich einen vergnügten Tag machen. Man beschloß daher, an einem schönen Morgen die Stadt zu verlassen, und einige Stunden im Schooße der Natur, in einem einsam liegenden Landhause, gemeinschaftlich zu verleben.

Das war ein herrlicher Tag, der Tag, an welchem Cleon mit seinen Zöglingen und Freunden zum letzten Mahle die Freuden des Landlebens und der Natur genoß. Liebe, Eintracht, Dankbarkeit und unschuldige Spiele machten diesen Tag der ganzen Gesellschaft unvergeßlich.

Die Sonne warf schon ihre letzten Strahlen auf die Erde, als man sich wieder nach der Stadt begab. Man kam auf einem Hügel an. Hier stand ein niedliches Gebüsche und ein hölzernes Kreuz. Die Gesellschaft machte Halt, und lagerte sich ins sanfte Gras hin. Einer von den Freunden Cleons stand endlich auf und

sagte:

sagte: es werde nun wohl schon Zeit seyn, aufzubrechen. Da sprang alles auf und war marschfertig.

Cleons Freund stand still und begann folgende Rede: Lieben Freunde! diesen Weg sind wir oft mit einander gegangen, und an diesem Gebüsche haben wir mehrere Mähle ausgeruht. Unser lieber Herr Cleon wird nun lange diesen Weg nicht mehr betreten, lange an diesem Gebüsche nicht ausruhen. Er will uns Morgen verlassen. (Die Kinder fingen an zu schluchzen.) Aber dieses Plätzchen soll uns immer an ihn erinnern, es soll seinem Andenken heilig seyn. Wenn wir diesen Weg gehen, und das soll oft geschehen, so wollen wir immer bey diesem Gebüsche verweilen und sagen: Was wird unser guter Herr Cleon jetzt machen? Bester, theuerster Cleon! nimm jetzt unsern Dank für die frohen Stunden, die uns dein Umgang gewährt hat, und vergiß auch in der Entfernung deiner Freunde nicht, die dir von Herzen gut sind. Lebe immer glücklich, Herzensfreund! lebe glücklich.

Cleon sank seinem Freunde in die Arme, und sagte gerührt: Nie, ihr Theuern! nie,

Ihr, nie will ich euch vergessen! Eine männliche Thräne glänzte in seinem Auge.

Die Kinder konnten vor Schluchzen nur wenige halbe Worte vorbringen. Jedes umarmte den geliebten Lehrer, und benetzte seine Wangen mit Thränen der Wehmuth und des Danks. Die Gesellschaft bildete dann einen Kreis und sang mit Empfindung:

Himmel, lächle diesem Kreise
Junger Freunde Heil herab!
Er steht da zu deinem Preise,
Segne ihn bis in das Grab.

Am andern Morgen reiste Herr Cleon ab. Der herzlichste Dank der Familie, deren Kinder er erzog, die innigste Liebe und die heißesten Thränen gutgearteter Zöglinge und die Freundschaft vieler Redlichen folgten ihm nach. Mehrere Freunde begleiteten ihn. Den Kindern machte Cleons rührender Abschied von den Eltern die Begleitung unmöglich. Sie standen zerstreut in den Ecken der Stube und verbargen ihr verweintes Gesicht in die Schnupftücher. Bloß Ludwig konnte es nicht über sein Herz bringen, zu Hause zu bleiben. Er ging mit bis

zu

zu den Ufern der Donau. Hier bestieg Cleon ein Schiff und — fuhr ab. Ludwig sah so lange dem Fahrzeuge nach, bis er es ganz aus dem Gesichte verlohren hatte. Dann stand er still und traurig da und sagte: O daß ich auf einem Kahne dem Schiffe, das unsern lieben Cleon trägt, nachschwimmen könnte! Wehmüthig kehrte er zu seinen Eltern und zu seinen weinenden Geschwistern zurück.

Oft ging man in jenes Landhaus, wo man mit Cleon das letzte Vergnügen genossen hatte, und wenn man bey dem Gebüsche und dem Kreuze angekommen war, stand man still und sagte: Was wird jetzt unser guter Cleon machen? Zuweilen bildete man auch wohl einen Kreis und sang: „Himmel lächle diesem Kreise" u. s. w.

Jeder kann hier die Bemerkung machen: Heil der Familie, deren Kinder einen rechtschaffenen Lehrer besitzen; und Heil dem Lehrer, der in einer edlen Familie seine Kräfte auf die Bildung gutgesinnter, dankbarer Zöglinge verwenden kann; er streuet des Guten viel aus; sein Verlust schmerzt, aber ewig lebt das Andenken an ihn in der Brust des erkenntlichen Zöglinges.

Verzeichniß von Schriften, womit ich abermahls mein Bibliothekchen vermehrt haben will. So solltet ihr's alle machen. Aber freylich wißt ihr flatterhaften Geschöpfe noch nichts von dem edleren Vergnügen des Lesens. Für unser einen sind die Bücher gemacht. —

Ja, so viel hab' ich freylich nicht aufgeschrieben, sagte Christian; ich könnte sie ja bis zur andern Messe gar nicht durchlesen, und Vater sagte oft, wenn man ein Buch nicht liest, so wäre es ein unnützes Geräthe im Hause. Ich habe mir da ein schönes Bilderbuch angemerkt, das wird mir Vater wohl mitbringen, und wenn ich manchmahl lesen will, so komm' ich zu dir. Nicht wahr, Brüderchen? du leihst mir dann eines von deinen Büchern; du hast ja deren so viele; auf ein Mahl kannst du sie ja auch nicht lesen? Ich leihe dir ein anderes Mahl ein Spielzeug dafür, und so theilen wir unser Vergnügen gemeinschaftlich.

Mit diesen Worten hüpfte der kleine Christian mit seinem Zettel zum Vater.

Kannst lange warten, kleiner Flattergeist! rief ihm Karl nach. Die Bücher sind nicht

für

für dich, sondern für mich. — Freylich les' ich auch nicht. Wer möchte auch wohl alle Bücher lesen! Aber es ist doch so schön, Besitzer einer so artigen Sammlung von Franzbänden zu seyn! und mir, als dem Erstgebornen, gebührt die Ehre.

Nun ging er frohlockend mit seinem Zettel zum Vater, in der sichern Erwartung, von demselben, wie sonst, wegen seiner großen Bücherliebe gelobt zu werden. Aber er betrog sich sehr.

Dem Vater mochte vermuthlich von dem schönen Selbstgespräche etwas zu Ohren gekommen seyn. Er ließ sich's aber nicht merken, sondern sagte bloß, etwas warnend, indem ihm Karl den Zettel reichte: Karl! Karl! ich fürchte, deine große Begierde zu neuen Büchern läßt es nicht zu, die alten zu benutzen, und in diesem Falle möcht ich nicht gern dieselbe durch neue Bücher nähren, indem dir dieß an deinen fernern Fortschritten hinderlich seyn könnte.

Karls Stolz fand sich durch dieses, vom Vater nicht gewohnte Mißtrauen sehr gedemüthigt. Mit Thranen, die der geheime Unmuth auspreßte, betheuerte er ein für alle Mahle, er

habe seine Bücher alle durchgelesen, selbst die größern Werke, als Campens Reisebeschreibungen, und den Schauplatz der Natur nicht ausgenommen, indem Lesen seine Lieblingsbeschäftigung wäre.

Der Vater fand für gut, für dießmahl es hierbey bewenden zu lassen, und reiste den andern Tag auf die Messe.

Den Kindern wurden die Tage, wo der Vater ausblieb, doppelt lang, indem sie mit heißer Sehnsucht den Meßgeschenken entgegen sahen und sich schon im voraus darauf freuten. Ganz anders aber war's Karln ums Herz. Sein Gewissen sagte ihm, daß er seinen guten Vater dennoch belogen, und zwar in alle Bücher geguckt, aber keines ordentlich durchgelesen habe. Wie? dachte er bey sich selbst, wenn dich der Vater gar vornehmen und über das Gelesene ein Examen mit dir anstellen wollte, da ständen wohl die Ochsen am Berge! was wolltest du antworten? Und seine Miene bey der letzten Unterredung mit dir, mag wohl so was vermuthen lassen. Ach! was werde ich Armer thun? ich komme um allen Credit bey ihm, bey der Mutter und, was das Fatalste

ist,

ist, bey meinen Geschwistern, meinen Gespielen und dem Hausgesinde, bey denen ich noch immer für einen halben Gelehrten gelte. Selbst die Nachbarschaft hat diese große Meinung von mir. Hat mir nicht heute noch Fischers Gustchen das Kompliment gemacht, als sie mich etwas blässer sah, daß ich wohl von dem vielen Studieren die Farbe so stark verlöre? hat sie mich nicht gebeten, über der Bildung meines Geistes, nicht meine Gesundheit zu vernachlässigen, mir mehr erhohlende Zerstreuungen zu machen und weniger beym Buche zu sitzen! — Ach wie wohl that dieß! — Und alle die sollen es nun erfahren, daß ich sie hintergangen habe? daß ich nur ein Scheinmensch sey? — Nein, ich will nun lesen, daß es eine wahre Freude seyn soll. Eine Woche ohngefähr bleibt der Vater aus, nnd da läßt sich gar viel thun.

Karl blieb seinem Vorsatze treu. Er setzte sich gleich zum Schrank, bey dem er so oft ganze Tage lang zum Scheine saß, um einen geschäftigen Müssiggänger zu spielen, und las nun wirklich, lernte den Schatz kennen, den er bisher so ungenützt und ungekannt verschlossen hielt, und unterhielt sich sehr angenehm. Aber je mehr er las, desto mehr war es ihm leid, es

nicht eher gethan zu haben. Indeß zwingen läßt sich nichts, er konnte die Zeit über doch nicht mehr als Ein Buch ausleſen. Er hatte eben das zweyte angefangen; als ſchon der Vater kam. Sonſt lief er ihm mit Freude, jetzt aber mit bangem klopfenden Herzen entgegen.

Der Vater packte nun die Meßgeſchenke aus. Jedes griff freudig zu. Karl griff nach ſeinen Büchern, lief damit auf ſeine Stube, durchblätterte ſie alle haſtig, freute ſich über die ſchönen Vignetten, über die feinen Titelkupfer, die er in einigen fand, am meiſten aber über den geſchmackvollen Einband, las wohl von jedem einige Seiten, und ſtellte ſie ſodann, der Größe nach, hübſch ordentlich in den Glasſchrank, wo ſie denn auch Ruhe hatten.

Einige Tage darauf kam unverhofft der Vater auf Karls Stube. Karl nahm geſchwind ein Buch zur Hand und that, als wenn er noch ſo ſehr vertieft im Leſen wäre. Der Vater merkte es. „Nu, gar zu fleißig, Karl!“ ſagte er: „du ſteckſt ja immer hinter den Büchern; ich ſehe dich ſo ſelten bey deinen Geſchwiſtern in den Spielſtunden.“

Ach,

Ach, lieber Vater! antwortete Karl, Sie wissen ja, daß Lesen meine liebste Beschäftigung und mein einziges Vergnügen ist. O lassen Sie mich immerhin ungestört dieses Vergnügen in seiner ganzen Fülle genießen; was kümmern mich die absichtslosen Tändeleyen meiner kleinern Geschwister, die meinem Geiste gar keine Beschäftigung und Nahrung geben können.

Hätte der vernünftige Vater nicht sehr gut die Quellen gekannt, aus welchen diese Weisheitslehren flossen, so hätte er ihm wohl den Nachtheil des beständigen Sitzens und Kopfanstrengens aus einander gesetzt, und seinem Sohn zu minder angreifenden Erhohlungen gerathen. Aber so verlohr er kein Wort, so sehr dieß auch Karls Eitelkeit gewünscht hätte. Gleichgültig ging er auf und ab und fragte: Du wirst also wohl schon den größten Theil deiner Büchersammlung durchgelesen haben, da du so sehr für Lectüre eingenommen bist?

Alle hab' ich sie gelesen, fiel ihm Karl hastig ins Wort, alle, wie sie da stehen, Vater! — das sind herrliche Schriften! —

So? sagte der Vater bedeutend und betrübt, über die unverschämte Dreistigkeit des

Kna-

Knaben, mit der er Unwahrheiten vorzubringen vermochte, ging zum Schrank, sah die Bücher alle, der Reihe nach, durch, öffnete sie, und sah zu seinem Erstaunen, daß die meisten Blätter noch so an einander klebten, wie sie vom Buchbinder kamen; in einigen Broschüren waren noch nicht einmahl alle Blätter durchgeschnitten.

Also alle hast du sie durchgelesen? fragte der Vater noch ein Mahl.

Ja! war die Antwort, alle! —

Jetzt konnte Herr Frohmann seinen Unwillen nicht mehr bergen. Mit zorniger Stimme rief er den Heuchler zum Schrank, und zeigte ihm die Bücher. Heißt das, die Bücher gelesen haben? fragte er heftig. Wenn man Bücher gebraucht, so können die Blätter nicht so zusammen kleben. Sieh' einmahl her, ist das gelesen? Hier zeigte er ihm ein Buch nach dem andern, fragte um den Inhalt desselben, und Karl stand verstummt als ein entschleyerter Heuchler da. Nicht ein einziges Wörtchen konnte er zu seiner Entschuldigung vorbringen.

Du sollst mich und das ganze Haus nicht umsonst getäuscht haben, Betrüger! sagte der Vater; alle sollen es wissen, was du für ein Vogel bist. Eine solche Unverschämtheit hätte ich dir nicht zugetraut. Hab' ich dir nicht alles zu Gefallen gethan? und dafür belügst du mich? Aber so weit kommt es endlich mit eitlen Prahlern! Um sich nur ein Ansehen zu geben, nehmen sie die Unwahrheit zu Hülfe. Schäme dich deiner Betrügerey.

Hierauf forderte Herr Frohmann dem erschütterten, schluchzenden Heuchler den Schlüssel zum Schrank ab. Wie ihn das schmerzte, kann man sich leicht denken.

Lange bekam Karl gar kein Buch. Auf vieles Bitten gab ihm der Vater zuweilen eines heraus, aber immer mußte er ihm einen Auszug, als einen Beweis, daß er es gelesen habe, einreichen. Karl gewöhnte sich dadurch an Ordnung. Seine Bücher wurden ihm jetzt doppelt so lieb; denn er sah den großen Nutzen ein, den er daraus schöpfte, und dankte seinem Vater in der Folge, daß er ihn von einem so schädlichen Fehler des flatterhaften Hin- und Herstörens

störens in Büchern, wobey der Kopf immer leer bleibt, geheilt habe.

Der Vater sah mit Vergnügen seine Besserung, und beschloß, ihn dafür zu belohnen. An seinem Geburtstage schickte er ihm früh ein Briefchen. Karl brach es hurtig auf und fand darin, — welche Freude! — den Schlüssel zu seinem Schrank und folgendes Billet:

Lieber Karl!

Ich weiß, daß ich dir kein besseres Angebinde geben kann, als die Erlaubniß, den Bücherschrank ganz als dein Eigenthum wieder benutzen zu können. Die frohe Bemerkung, daß du nun wirklich das seyst, was du ehedem nur zu scheinen trachtetest, verschafft dir dieselbe. Theile ferner deine Zeit in Spiel und Fleiß, und sey versichert, daß dein Vergnügen immer befördert werden soll von deinem

dich
stets zärtlich liebenden Vater,
J. Fr.

Wer war froher als unser Karl. Er hüpfte zum Vater und dankte ihm gerührt für das Ver-

Vergnügen, das er ihm heute verschafft hatte, und welches durch ein Geschenk von einigen neuen, schönen Büchern und den Bildnissen einiger unserer besten Kinderschriftsteller noch vermehrt wurde. Karl hing sie neben seinem Schranke auf, und feyerte im Kreise muntrer Gespielen mit dem Geburtstage zugleich den Tag seiner Besserung.

Die

Die drey Linden.

Vor dem Hause des Bürgermeisters Fröhlich standen zwey Linden, wovon die eine besonders ihr Haupt stolz empor hob, und an Höhe weit das Haus übertraf, welches doch aus zwey Stockwerken bestand. Ihre Zweige waren stark ausgebreitet, und ihr Umfang so groß, daß man in der Mitte ein kleines Häuschen, oder besser eine schöne Laube anlegen konnte. Hier feyerte der treuherzige Bürgermeister jährlich seinen Geburtstag. Seine ganze Familie und einige Freunde nahmen alle Zeit Theil an der Feyer.

Schon beging Fröhlich sein siebzigstes Geburtsfest. Der Morgen dieses Tags war stillen Betrachtungen geweiht. Der muntre Greis, still, heiter, beschäftigt mit hohen Gedanken und beseelt von sanften Empfindungen, wandelte schon vor Aufgang der Sonne in seinen blühenden Garten, der an der Seite eines anmu-

muthigen Hügels lag. Hier sank er hin auf einen grünen Rasen und dankte dem Schöpfer für das Gute, das er auf der Welt genossen, und für die Jahre, die ihm der Lenker menschlicher Schicksale geschenkt hatte. Dann warf er einen prüfenden Blick auf sein Herz, und legte sich die Fragen vor: Habe ich meine Bestimmung auf der Erde erfüllt? strebte ich, immer weiser, immer besser zu werden? arbeitete ich mit Eifer daran, meine Sinnlichkeit, meine Leidenschaft zu bezähmen, und der Vernunft die Herrschaft über mich einzuräumen? war mir die Erfüllung der Pflicht immer das Höchste, das Heiligste? opferte ich der Wahrheit und Sittlichkeit zeitliche Vortheile auf? handelte ich ohne Eigennutz? strebte ich aufrichtig, dir, o Heiligster! ähnlich zu werden?

Diese Fragen suchte der edle Greis sich unpartheiisch zu beantworten. Freylich fielen nicht alle Antworten günstig für ihn aus. Sein Gewissen erinnerte ihn an manchen Fehler, den er sich in seinem Leben hatte zu Schulden kommen lassen, an manche unüberlegte Handlung, die ihm, wenn gleich keine Schande, doch auch keine Ehre brachte. Aber von der andern Seite, erblickte er in der Reihe seiner Thaten auch viele,

Nun begannen trauliche Gespräche. Es wurde gescherzt, erzählt und gelacht, man drückte und schüttelte sich, nach altdeutscher Sitte, die Hände, freute sich über das Wohl des Andern, und träumte sich in die Zukunft; Herzen ergossen sich theilnehmenden Herzen, und reine, innige Freude lächelte auf dem Antlitz eines Jeden. Die Munterkeit des Greises belebte die Unterhaltung, und ward Allen eine mächtige Aufforderung, durch Mäßigkeit die Kraft des Körpers, und durch ein rechtschaffenes Leben die Heiterkeit der Seele zu erhalten, um einst, im hohen Alter, das Leben genießen und sich desselben freuen zu können.

Der herzliche Frohmuth des Greises verwandelte sich endlich in einen stillen Ernst. Er winkte, und alles schwieg. Jedermann war begierig, was erfolgen würde, und der treuherzige Alte begann folgende Rede:

„Laßt mich, Freunde! euch erzählen, wie diese Linde entstand, deren Zweige uns jetzt überschatten. Ihr wißt es noch nicht. Mein Großvater war ein armer, aber braver Mann. Personen, die ihn genauer gekannt haben, konnten mir seine Ehrlichkeit, seinen regsamen Geist,

ihre redliche Thätigkeit, und seine Ordnungsliebe und Bescheidenheit nicht genug rühmen. Mein Vater war voll seines Lobes. Glücklich hatte er sein siebzigstes Jahr erreicht. Er war gewohnt, über Prüfungen mit sich selbst vorzunehmen; dieß that er besonders jetzt. Er hatte sich in den Garten und Abends, in ungestörter Einsamkeit, sein ganzes Leben. Sein Gewissen gab ihm ein vortheilhaftes Zeugniß. Darüber vergnügt, pflanzte er diese Linde, nahm meinen Vater bey der Hand und erklärte ihm die Absicht des gepflanzten Baumes. „Sohn, sprach er, ich werde bald von der Erde scheiden. Ich hinterlasse dir keine Schätze. Aber diese Linde sey dir mehr werth, als der glänzendste Reichthum. Sie erinnere dich, daß dein Vater nicht vergeblich lebte, und daß er mit dem Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht starb; sie sey dir aber auch eine Aufmunterung, der Tugend nachzustreben und ihr nie untreu zu werden. Wenn du in deinem hohen Alter deine Laufbahn, die du auf der Welt zurücklegtest, übersiehst, und dir das Zeugniß geben kannst, nicht umsonst gelebt zu haben, dann pflanze neben dieser Linde eine neue. O daß einmahl eine ganze Reihe schöner Bäume dastehen und jeder an ein rechtschaffenes Mitglied unsrer Familie er-

sinnern möge!“ Mein Großvater stärb bald darauf, und mein Vater trat in seine Fußtapfen. — In seinem siebzigsten Jahre pflanzte er diese Linde und verkündte mir ihre Absicht. Sehet, wie schön sie ihren Gipfel zu den Sternen erhebt, und ihre Zweige bis hieher ausbreitet. Sie soll einmahl dem Baume des Großvaters nichts nachgeben. O lieben Freunde! haltet ja allezeit diese Bäume in Ehren.

Die Gläser würden gefüllt. Einer von der Gesellschaft stand auf und sagte: Dankbar erinnere sich jeder von uns an die Rechtschaffenen, die diese zwey Linden pflanzten. Ihnen ähnlich zu werden, sey unser höchstes Bestreben.

Ja! das sey es! erwiederten alle, stießen die Gläser an einander und leerten sie.

Jedes faßte die Hand des Andern, und der gerührte Zirkel sang mit Ausdruck:

Euch ähnlich zu werden,
Im Leben auf Erden,
Sey unser Bemühn;
Wir alle, wir schwinden,
Doch bleiben die Linden
Jahrhunderte grün.

„Auch

„Auch ich habe nun mein siebzigstes Jahr erreicht, fuhr der edle Greis fort; lange wird es nicht mehr währen, so bin ich auch nicht mehr. Wer weiß, ob uns dieser Tag noch ein Mahl hier auf diesem Platze versammelt; es ist nur zu wahrscheinlich, daß dieß jetzt das letzte Mahl ist. Ihr, meine lieben Töchter! seyd gut versorgt, und du, mein Sohn, bist es auch. Ich übergebe dir jetzt mein Haus, und bitte dich, deiner Voreltern werth zu seyn. Kommt nun, Freunde! und laßt mich eine Linde pflanzen; ich glaube, der Gesellschaft meines Großvaters und Vaters nicht unwürdig zu seyn.“

Die Linde ward gepflanzt, und fromme Thränen fielen auf ihre Wurzeln hinab. Es verging kein Monat, als ein Schlagfluß den edlen Greis der Welt entriß.

Die drey Linden grünen und stehen stolz da, ihr Haupt gen Himmel gerichtet. Mancher Wandrer bewundert ihre Höhe und ihren schönen Wuchs. Aber Freunde der Fröhlichschen Familie sehen sie mit dankbarem Herzen an, und erinnern sich wehmuthsvoll an die, deren Hände sie gepflanzt haben.

O daß einmahl eine ganze Reihe schöner Linden da stehen, und jede an ein rechtschaffenes Mitglied der polen Familie erinnern mögel —

Der

Der Thierquäler.

„Warte doch ein wenig, kleiner Junge! ich will dir einen von deinen Hamstern abkaufen!“

So rief Peter einem Dorfknaben nach, der in die Stadt gekommen war, um ein Säckchen voll junger Hamster, die sein Vater zusammen gefangen hatte, zu verkaufen.

Der Knabe mit dem Sacke stand still und Peter hüpfte mit einigen Kameraden zu ihm. Man besah die niedlichen Thierchen, und Peter kaufte ein Paar davon. Er wählte sich die munterſten und lustigſten, zahlte zwey Groschen und vier Pfennige dafür, zog sein Schnupftuch aus der Tasche und that die gekauften Hamster hinein.

Nun ging die Freude an; Peter sprang, es sprangen mit ihm seine Kameraden, und springend kamen sie bey einem Sandhaufen an,

wo

wo die armen Thierchen aus dem Tuche genommen und zu verschiedenen Geschäften bestimmt wurden.

Zuerst zog Peter ein Kettchen hervor, und legte dasselbe den beyden Hamstern an. An das andere Ende wurde ein Stückchen Holz angebunden und die furchtsamen Thierchen angetrieben, dasselbe mit sich fortzuziehen. Das mattete die armen Hamster sehr ab; sie blieben stehen, zogen sich zusammen und wollten nicht von der Stelle. Peter aber und seine Spießgesellen waren unbarmherzig genug, sie mit einer Weidenruthe zum Fortlaufen zu bewegen. Als sie aber endlich auch damit nichts mehr ausrichten konnten, nahm Peter das Holz von der Kette und sagte zu seinen Kameraden: wißt ihr was? wir wollen die Hamster zu Bergleuten machen; sie können uns hier den Sandhaufen durchgraben, und wir wollen ihnen zusehen; wir versäumen ja nichts. Es ist gar zu drollig, wenn die Thiere den Haufen durchwühlen und zur andern Seite heraus kommen.

Alle waren mit diesem Vorschlage zufrieden.

Als man die Hamster auf den Sandhügel geschleppt hatte, fingen sie gleich mit allen Füßen an, sich ein Loch aufzuscharren, gruben sich immer tiefer und tiefer in den Sand hinein, und kamen gewöhnlich auf einer andern Seite des Hügels hervor; zuerst kam das Schnäutzchen, dann die Nase, und nach und nach der ganze Körper zum Vorschein.

Das war für die muthwilligen Knaben ein gar spaßhafter Auftritt. Sie umsprangen den Sandhaufen, lachten überlaut, und klatschten in die Hände, wenn sie den vierfüßigen Bergmann sich hervordrängen sahen. Was hast du gefunden? riefen sie dann lachend, und stellten sich vor den Hamster hin; hast du Gold, oder Silber, oder Kupfer oder Eisen gegraben? so rede doch! Nun zogen sie das abgemattete Thier auf eine andere Stelle, und wenn es sich wieder ein grub, gab man ihm fast immer einen Streich mit der Ruthe und sagte: hier hast du was mit auf den Weg!

Das dauerte eine halbe Stunde, da nun den die Knaben dieser Unterhaltung satt, und sannen auf ein neues Vergnügen. Peter fand bald

bald, was er suchte. Es fälle mir etwas ein, Kameraden! sagte er zu den übrigen.

O laß hören, versetzten diese, du hast immer glückliche Einfälle.

Ihr habt doch noch eure Armbrüste? erwiederte er.

Die haben wir, antworteten alle.

Nun, diese Armbrüste hohlt herbey, wir wollen ein Mal um die Wette schießen. Ohnehin würden die Hamster nicht mehr lange leben; es ist besser, wir schießen sie todt.

Der Vorschlag fand Beyfall. Jeder hohlte seine Armbrust und seinen Köcher, der mit Pfeilen gefüllt war. Aber man hielt es nicht für rathsam, bey dem Sandhaufen auf die gemälten Thiere zu schießen. Denn es gab in der Nähe Häuser, und aus diesen Häusern hätte leicht jemand die Grausamkeit der Scharfschützen bemerken, und ihnen deßhalb einen Verweis geben können. Ein inneres Gefühl sagte ihnen laut, daß es nicht recht sey, unschuldige Thiere zu Tode zu martern und daß besser gesinnte

Men-

Menſchen es nicht gleichgültig anſehen würden, wenn ſie dieß thäten. Daher wollte man ſich den Augen ſolcher Menſchen entziehen, um deſto ungeſtörter ſein ſchlechtes Vorhaben ausführen zu können.

Man ging aus dieſem Grunde aufs Feld, band die Hamſter an einen kleinen Pflock, zählte zehn Schritte ab, und ſchoß nach ihnen. Anfangs konnte keiner treffen; da ging man einige Schritte näher; Peter zog ſeine Armbruſt auf, legte den ſpitzigſten Pfeil darauf und drückte ab. Und der Pfeil ging dem einen Hamſter gerade durch das rechte Auge. Das verwundete Thier fing an, ſich herumzuwälzen, aber die grauſamen Knaben achteten nicht darauf; einer ſchoß es bald darauf in den Bauch, und ein dritter in den Hals; und noch geſchahen viele Schüſſe, bis es ganz getödtet wurde.

Daſſelbe geſchah mit dem zweyten Hamſter; auch er wurde einige Mahl verwundet, wand ſich herum, zappelte und quickte vor Schmerzen, bis endlich ein Pfeil ihm die Stirne durchbohrte, und er nun dahin ſank. Dieſem ſchmerzvollen Tode kannten die gefühlloſen Knaben ohne alle Regung von Mitleiden zuſehen!

Peter hatte manche gute Eigenschaften, die ihm die Liebe vieler Menschen erwarben. Aber mit dem häßlichen Fehler, Thiere zu quälen, war er schon als kleiner Knabe behaftet, und Alle, die ihn von dieser Seite kennen lernten, entzogen ihm ihr Herz, ihre Liebe, ihre Freundschaft. So wie ein Dintenfleck ein Stück des schönsten, weißesten Papiers entstellt, so entstellte jener abscheuliche Fehler Peters Herz. „Schade um den Jungen! sagten viele; er hat gewiß viel Gutes in seinem Charakter, aber die schändliche Gewohnheit, Thiere zu martern, verdunkelt alle seine bessern Eigenschaften.“

Peters Vater war ein rechtschaffener Mann, und er wünschte sehr, daß aus seinem Sohne ein recht braver Mensch werden möge. Allein er war nicht vermögend, auf die Erziehung des Knaben viel Zeit und Sorgfalt zu verwenden, denn er brachte den größten Theil des Jahres auf Reisen zu, und befand er sich auch zu Hause, so war er gewöhnlich mit so vielen Geschäften überhäuft, daß er auf die Aufführung seines Sohnes kein wachsames Auge haben konnte. Seine Frau war ebenfalls rechtschaffen und edel gesinnt; allein auch sie hatte viel in ihrem Hause

zu

zu thun; die ganze Wirthschaft lag auf ihr, und sie war daher nicht im Stande, die Erziehung ihres Sohnes mit der nöthigen Sorgfalt zu betreiben. Ihm einen Erzieher, wenigstens einen Hauslehrer zu halten, dieß ließen ihre Vermögensumstände nicht zu.

Peter blieb daher größtentheils sich selbst überlassen. Er gerieth in Gesellschaften, die aus schlechten Kindern bestanden, und auf sein Herz einen nachtheiligen Einfluß äußerten. In solchen Gesellschaften hatte er denn auch die entehrende Gewohnheit angenommen, das Leben der Thiere gering zu schätzen, und ihnen dasselbe, wenn's ihm einfiele, zu nehmen. Er begnügte sich aber nicht damit, unschuldige Thiere zu tödten; sondern er fand auch ein Vergnügen darin, sie zu verstümmeln und langsam zu Tode zu quälen. So fing er viele Fliegen, riß ihnen einen oder beyde Flügel ab, und ließ sie dann ungeflügelt forkriechen. Die Katzen knotzte er oft gewaltig in die Schwänze, und ergötzte sich an ihrem Geschrey; ein Paar Mahl hatte er ihnen eine aufgeblasene, getrocknete und mit Erbsen gefüllte Blase angebunden. Das Getöse, welches dadurch verursacht wurde, ängstigte die armen Thiere so sehr, daß sie wild in der Stube,

über

über Bänke, Stühle, Tische herumsprangen, einige Teller und Gläser zerschmetterten, und endlich durchs Fenster setzten. Nicht weit vom Hause lag ein Sumpf; in diesen lief eine der Katzen, blieb darin stecken, und da in der Nacht alles gefror, so fror sie auch ein, und kam auf eine schmerzliche Art um ihr Leben. Die andere fiel in einen alten eingefallenen Brunnen, und ertrank. Peter litt deßwegen von seiner Mutter, die dieses erfahren hatte, eine empfindliche Strafe. Aber dieß half nicht viel; Peter blieb, was er war, der alte Thierquäler.

Wenn sich andere Kinder des Mays freuten, weil in diesem Monate die Natur wieder auflebt, die Sonne freundlicher, wärmer scheint, die Bäume Knospen treiben, Berge, Wiesen und Thäler zu grünen anfangen: so freute sich Peter dieses Monats deswegen, weil er dann viele Maykäfer haschen, und seine Begierde, Thiere zu martern, befriedigen konnte. Wie sehr verstümmelte er nicht die Maykäfer! Dem einen riß er die Flügeldecken ab, ein anderer mußte auf dem Wasser herumschwimmen, einen dritten kreuzigte er; die meisten aber gebrauchte er zu Windmühlen. Er nahm dann gewöhnlich einen Federkiel, schnitt die Fahne weg, spitzte die

die Spule, und ſtockte dem Käfer die Spitze durch den Leib. Durch die Mitte der Spule ward eine Stecknadel, die an einem Höſzchen befeſtigt war, geſteckt, und nun der durchbohrte, aber noch immer lebendige Maykäfer angetrieben, ſich, wie das Rad einer Windmühle, herum zu drehen. Dergleichen Käfermühlen hatte Peter oft eine lange, lange Reihe.

Es war ganz natürlich, daß Peter, der ſonſt ein gutes mitleidiges Herz hatte, mit jedem Tage gefühlloſer, ſchadenfroher, undienſtfertiger und ſchlechter wurde. Er wäre endlich gewiß ein Böſewicht geworden, wenn nicht ein glückliches Ereigniß ſeinem Geiſte eine andere Richtung gegeben hätte.

Sein Vater, deſſen Geſchicklichkeit und Redlichkeit dem Landesfürſten bekannt wurde, erhielt ein wichtiges und einträgliches Amt. Er war nun gegen Nahrungsſorgen geſchützt, und durfte nicht länger auf mühſeligen Reiſen ſeinen Unterhalt ſuchen. Auch war er jetzt im Stande, mehr Sorgfalt und mehr Geld auf die Erziehung ſeines Sohnes, zu verwenden. Mit Betrübniß hatte er an dieſem jenen Fehler bemerkt, aber er glaubte doch nicht, daß Peter ſeine

seine Grausamkeit gegen Thiere so weit treiben könne, als er sie wirklich trieb. Wie sehr erschrak er daher, als ein guter Freund in seine Stube trat, und nach mancherley Gesprächen ihn endlich so anredete: Mein bester Freund! ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie mit einer Handlung Ihres Sohnes bekannt zu machen, die Ihrem gefühlvollen, väterlichen Herzen gewiß wehe thun wird. Peter ist ein Thierquäler. Denken Sie nur; gestern besucht meine Frau das Bienenhaus: als sie durch den letzten Garten geht, sieht sie in der Nähe viele Knaben mit Armbrüsten und Köchern im freyen Felde herumspringen, und nach etwas schießen. Was treiben die jungen Leute? dacht' sie bey sich, ging näher, guckte durch den Zaun und sah, daß die Knaben nach einem kleinen Thierchen schossen; sie trafen es einige Mahle; das geschossene Thier zappelte und wälzte sich herum, allein die wilden Jungen hatten ihre Freude daran. Aus ihren Reden schloß meine Frau, daß sie einen jungen Hamster quälten. Ihr Peter war auch dabey und er soll der Anführer der Uebrigen gewesen seyn.

„Mein Peter? rief der bestürzte Vater, mein Peter? er ein so unbarmherziger Thierquäler?

quälen?— Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die Nachricht, ob sie gleich sehr unangenehm für mich ist. Ich muß die Sache näher untersuchen.“

Der Freund empfahl sich, und Herr Ehrmann ging in Gedanken sehr schnell in seiner Stube auf und ab. Seine Frau, die eben herein trat, und ihm seine Verwirrung anmerkte, fragte ihn, ob ihm etwas fehle? Er erzählte ihr, was er so eben gehört hatte, und fügte noch hinzu: mein ganzes Lebensglück ist dahin, wenn mir der Junge schadenfroh, neidisch, gefühllos und grausam wird. Und wie sehr haben wir dieses zu befürchten! Er hat schon jetzt seine Freude daran, wenn er Thiere quälen kann; sein Herz wird immer unempfindlicher, und er, der jetzt Thiere grausam behandelt, wird einst vielleicht seine Nebenmenschen eben so behandeln. O Gott! wie unglücklich wäre ich dann, wenn ich es erleben müßte, daß Peter, auf den wir unsre ganze Hoffnung setzen, ein Menschenbedrücker, ein Tyrann, ein Unmensch würde.

Frau Ehrmann betrübte sich darüber sehr. Lieber Mann! sagte sie, weißt du es denn aber

auch

auch gewiß, daß Peter daben war und die Thiere quälen half?

Daran zweifle ich gar nicht, erwiederte Herr Ehrmann; ich habe die Nachricht von einem Manne, der mir keine Unwahrheit sagen kann. Und ich selbst habe den Jungen schon einige Mahle bemerkt, wie er Fliegen und Käfer zu Tode marterte. Aber lassen muß er mir diese schändliche Gewohnheit; dafür laß du mich sorgen.

Herr Ehrmann dachte über die Sache nach, und befragte darüber auch einen vernünftigen einsichtsvollen Mann, den ersten Stadtprediger, der im Ehrmannschen Hause manchen Abend verlebte, und die Familie durch seine angenehmen und lehrreichen Gespräche wohl zu unterhalten wußte. Dieser gab ihm den Rath, für seinen Sohn einen Erzieher ins Haus zu nehmen, und empfahl ihm zugleich einen wackern jungen Mann hiezu.

Herr Ehrmann befolgte den Rath, und der empfohlne junge Mann nahm den Antrag, Petern zu erziehen, an. Nun ging alles besser. Der Erzieher wußte auf seinen Zögling so gut

zu

zu wirken, daß er in wenigen Tagen ganz anders gestimmt war. Er war erst eine Woche im Ehrmannschen Hause, als Ehrmann's Geburtstag einfiel. Schon vor Sonnenaufgang weckte er seinen Zögling, und führte ihn auf einen schönen Hügel. Eine heilige Stille umschwebte sie, und nicht das leiseste Lüftchen störte die Ruhe, die sich über die ganze Natur verbreitet hatte. Jetzt redete der Erzieher seinen bewegten Zögling an, und streute gute Gedanken und edle Entschlüsse in seine Seele. Unter andern stellte er ihm auch die Wohlthaten vor, die er von seinen rechtschaffenen Eltern genösse, und die Pflichten, die er ihnen schuldig wäre.

Peters Auge wurde naß; er fiel seinem Erzieher um den Hals und sagte voll Begeisterung: O lassen Sie uns nach Hause eilen, daß ich mit meinem Vater, meiner Mutter an die Brust sinken, und ihnen das heilige Versprechen thun kann, daß ich gut, daß ich rechtschaffen seyn will.

Gerührt gingen beyde von dem anmuthigen Hügel herab, und Peter eilte sogleich in die Stube des Vaters, der nicht wenig erstaunt schien, seinen Sohn so frühe und mit einem

so frohen, herzlich frohen Gesichte bey sich zu sehen.

„O Vater! liebster Vater!“ rief dieser, fiel dem redlichen Ehrmann in die Arme, und küßte dankbar seine Wangen; „theuerster Vater! ich habe heute einsehen gelernt, wie gut du bist, und wie viel du an mir thust. Ach! wenn ich mich nur dankbar gegen dich beweisen könnte. Ich will gut seyn, ich will rechtschaffen seyn, damit ich dir Freude mache; dann siehst du es gern, wenn der heutige Tag noch viele, viele Jahre von dir vergangen wird, Vater! Vater!“

Herr Ehrmann, überrascht durch diesen Auftritt, hob seinen Sohn in die Höhe, gab ihm einen väterlichen Kuß und sagte: Kind, Gott segne dein Versprechen! du wirst mein Leben um viele Jahre verlängern, wenn du es hältst! O daß du ihm nie untreu würdest! Her die Hand, Peter! du willst das Versprechen halten, so wahr du redlich bist?

„So wahr ich redlich bin!“ antwortete Peter.

Es erfolgte Händedruck und Umarmung.

Er

Etwas will ich dir, mein Sohn! bey dieser Gelegenheit noch sagen, fuhr der bewegte Vater fort; etwas, mein Sohn, was sehr wichtig für dich und für mich ist. Höre mich an und sey aufrichtig. Du hast doch noch deine Armbrust?

Peter. (betroffen) Ja, lieber Vater!

Hr. Ehrmann. Gebrauchst du sie denn auch?

Peter. Zuweilen.

Hr. Ehrmann. Hast du nicht vor acht Tagen damit geschossen?

Peter. Vor acht Tagen?

Hr. Ehrmann. Sieh' mir nur ins Gesicht. Warst du nicht vor acht Tagen mit einigen deiner Kameraden hinter Edmunds Garten und wonach schoßt ihr dort mit euern Armbrüsten?

Peter. (äußerst bestürzt, mit schüchternem, halbgesenktem Blick) Ja, lieber Vater,

ich war dort; wir schossen nach zwey jungen Hamstern.

Hr. Ehrmann. (ernsthaft und bedauernd) Also zwey unschuldige Thiere habt ihr zu Tode gequält? Zwey? und ihr konntet das über euer Herz bringen?

Peter stand verwirrt da, und konnte kein Wort zu seiner Entschuldigung vorbringen. Heiße Thränen strömten über seine Wangen, er ergriff zitternd die Hand des Vaters und stammelte: Nie — nie — Vater! — nie will ich — Thiere quälen! vergib mir — ach! vergib mir! —

„O vergib ihm, Vater! vergib ihm! er wirds nie mehr thun."

Mit diesen Worten stürzte die Mutter, die alles mit angehört hatte, aus dem Nebenzimmer. Ihre Augen waren voll, und Herrn Ehrmann entrollte auch eine Freudenthräne über den reuevollen Sohn. Nun so sey es dir vergeben, sagte er zu dem schluchzenden Sohne. Du versprichst, niemals mehr ein Thier zu martern. Ich glaube deinen Worten. Und so drück' ich

ich dich denn mit Liebe und mit der süßesten Hoffnung, als einen bessern, edlern Menschen, an meine Brust. Mutter! thue das auch! — Und du, mein Sohn! präge dir tief in deine Seele die Wahrheit ein: Wer Freude daran hat, Thiere zu quälen, der wird ein Mahl auch Freude daran haben, Menschen zu quälen. Nun gehe auf deine Stube, mache deine Sachen in Ordnung, und bereite dich zu einer kleinen Wanderung. Wir wollen den heutigen Tag mit einigen braven Freunden froh in dem stillen Dörfchen Silberbach verleben.

Sanftheiter begab sich Peter auf sein Zimmer, und erzählte in den Armen seines Erziehers das, was vorgefallen war. Mit großen Buchstaben schrieb er auf ein starkes Velinpapier die Worte des Vaters:

Wer Freude daran hat, Thiere zu quälen, der wird ein Mahl auch Freude daran haben, Menschen zu quälen.

Das Papier klebte er auf ein Stück Pappe, und hing es an die Thüre, wo es ihm oft

in

in die Augen fiel. „Es soll mich erinnern, sprach er, wenn ich mich etwa vergessen, und wieder in meinen vorigen Fehler fallen sollte.“

Herrn Ehrmanns Geburtstag war für seine Familie und einige redliche Freunde ein Tag der reinsten, süßesten Freuden. Silberbach hatte schon lange nicht so edle, heitere Seelen bewirthet, und diese waren schon lange nicht von so braven Landleuten, wie die Silberbacher, bewirthet worden.

Petern schien die Welt nach so guten, gefaßten Entschlüssen noch ein Mahl so schön. Niemals hat er mehr ein Thier gequält.

Fritzchen im Winter.

Der Winter ist ein Mann,
Ein wackrer braver Mann!
Er stärket Muskel und Gebein,
Weiß nichts von Gäche und Zipperlein;
Der Winter ist ein Mann,
Ein wackrer braver Mann!

O welche Herzenslust!
Mit starker offner Brust
Dem kalten Mann entgegen gehn,
Wann Dächer krachen, Stürme wehn!
Wer dieses muthvoll kann,
Der ist ein wackrer Mann!

Ich bin kein Kindelein,
Kein kleines Kindelein,
Rasch strömt mein junges, warmes Blut;
Drum will ich ohne Pelz und Hut
Mich auf den Wiesen drehn,
Wann kalte Norden wehn!

Der Winter iſt ein Mann,
Ein wackrer, braver Mann!
O wer ihm nicht die Rechte beut,
Sich nicht des ſtarken Gaſtes freut,
Der iſt, fürwahr! kein Mann!
Kein wackrer, braver Mann!

Hinaus ins freye Feld,
Wer's mit dem Winter hält!
Es knittert unter uns der Schnee,
Gefroren ſtaret Teich und See;
Hinaus ins freye Feld,
Wer's mit dem Winter hält!

Die Bravſche Familie in der Stadt.

Der Kammerrath Brav war das, was ſein Nahme anzeigt, ein edler, rechtſchaffener, braver Mann. Dieſes Lob gab ihm jedermann, der ihn kannte. Er liebte ſeine Nebenmenſchen wie ſich ſelbſt, und ſeine gröſte Seligkeit fand er im Wohlthun, und in dem redlichen Streben, andere gut und immer beſſer, und auf dieſe Weiſe auch zufriedener und froher mit ſich und der Welt zu machen.

Eine ſtille Heiterkeit erfüllte allezeit ſeine Seele; ſelten bemerkte man auf ſeiner Stirne Runzeln der Unzufriedenheit, und ſein Leben floß ihm dahin wie ein milder Bach durch grüne, beblümte Fluren.

Die Vernünftigen der Stadt, in der er wohnte, achteten ihn, und die edelſten Männer waren ſeine vertrauten Freunde. Seine Einkünfte waren eben von keiner groſſen Bedeutung,

tung, allein sie reichten hin, seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen; auch war er im Stande, sich und seiner Familie manche Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen.

Bravs Gattin, Wilhelmine, galt allgemein für eine gebildete, sanfte und treffliche Frau. Sie hing mit ganzer Seele an ihrem Manne, und suchte ihm auf alle mögliche Weise sein Leben angenehm zu machen. Ihr Herz war ganz für stille häusliche Freuden geschaffen, und diese blühten in ihrem Hause, wie goldne Orangen auf dem glücklichen Boden Italiens.

Man rühmt das Loos der Kaiser und Könige, und viele Menschen können sich keine grössere Seligkeit denken, als die, welche, nach ihrer Meinung, ein Herrscher auf dem glänzenden Throne genießt. Aber, was ist diese Seligkeit gegen das Glück, welches einem edeldenkenden Privatmanne in dem Schooße einer genügsamen frommen und tugendhaften Familie zu Theil wird!

Daher sagte der Kammerrath Brav öfters zu seiner Frau: „Diesen einfachen Stuhl vertauschte ich, wahrlich! nicht mit dem präch-

tig-

tigſten Throne, und dieſen Stab nicht mit dem blendenden Zepter! ich finde in meinem Hauſe, im Kreis meiner Familie den Himmel; viele Herrſcher ſehnen im Purpurmantel ſich vergebens danach.“

Im bravſchen Hauſe traf man zwar wenig Pracht, aber etwas an, was mehr werth iſt, als das koſtbarſte Meublement, nämlich die ſchönſte Ordnung und eine gefällige Reinlichkeit. Man mochte in ſeinem Hauſe hinſehen, wohin man wollte, überall erblickte man dieſe zwey holden Schweſtern Arm in Arm; und mehr als ein Mahl wurde von Perſonen, die Herrn Brav beſuchten, die Bemerkung gemacht, daß in ſeinen Zimmern der Geiſt zu hohen Gedanken, und das Herz zu frohen und reinen Empfindungen vorzüglich geſtimmt ſey.

Große Reichthümer beſaß Herr Brav nicht; aber er beſaß etwas, was er zuverläſſig nicht mit den Reichthümern beyder Indien vertauſcht hätte. Der Himmel hatte ihm einen Sohn, Siegfried, und eine Tochter, Henriette, geſchenkt. Die Kinder waren gut, und Vater und Mutter konnten Freude an ihnen haben. „Was wollen wir mehr?“ ſagte jener zu ſeiner ver-

verständigen Frau; „Gott hat uns alles gegeben, was wir uns nur wünschen können; ein Haus, ein hinlängliches Auskommen, und zwey liebe Kinder.“

„Ja, lieber Mann,“ erwiederte dann die frohe Mutter, „du hast Recht; wir könnten uns nicht mehr wünschen. Siegfried ist dir ein allerliebster Knabe; Unschuld lächelt auf seinem Gesichte, froher Sinn aus seinem Auge, kindliche Liebe bezeichnet seine Handlungen, und rein, wie ein Frühlingsthau auf der gesprenkelten Nelke, ist sein Herz.“

Und Henriette, versetzte der Vater, gibt ihrem Bruder nichts nach. Ist sie doch geschäftig wie eine Biene, sanft wie ein Täubchen, zutraulich und freundlich wie unser Rothkehlchen, das so gern aus ihrer Hand sein Futter nimmt! Wie verträglich ist sie nicht mit ihrem Bruder; ich glaube, sie haben sich in diesem ganzen Jahre auch nicht ein Mahl entzweyt. Man klagt so sehr über die Uneinigkeit, in welcher die Geschwister mit einander leben; wohl uns, daß wir diese Klagen nicht vermehren dürfen.

Herr Brey war kein Freund von lauten, rauschenden Vergnügungen, die den Geist zerstreuen

ſtreuen und das Herz leer laſſen; ſeine ganze Seele hing an dem geräuſchloſen, ruhigen Familienleben, wo man im Stillen ſeine Pflichten erfüllt, und nach Erfüllung derſelben im Kreis der Gattinn und munterer Kinder die Seligkeit der Freundſchaft, der Liebe und Dankbarkeit genießt. Aus dieſem Grunde ſtimmte es gar nicht mit ſeinen Wünſchen überein, daß er in einer Stadt leben mußte, wo ein ewiges Gedränge, ein immerwährendes Gedränge ihn umgab, und wo ſo vieles geſchah, was der edle Mann mit Unwillen anſehen mußte.

Indeß fand er ſich in ſeine Lage, und ſuchte in ſeinem Hauſe eine beſſere Lebensart einzuführen, als die, welche in Städten üblich iſt. Um ſeinen Zweck deſto glücklicher zu erreichen, pflegte er alle Jahre mit ſeiner Familie einen Monat auf dem Lande zuzubringen. Es waren ſelige Tage, die man hier verlebte! Siegfried und Henriette meinten, man ſollte dieſe Tage himmliſche Tage, und den Monat, den man außer der Stadt verlebte, den güldnen Monat nennen. Keine Nachricht war für ſie erfreulicher, als wenn es hieß: künftige Woche ändern wir unſern Aufenthalt, und beſuchen auf einige Zeit unſer altes Grünthal. Herrlich! herrlich!

lich! riefen dann immer die Kinder, und im ganzen Hause erschallte die frohe Nachricht: In acht Tagen gehen wir nach Grünthal.

Das Dörfchen Grünthal lag in einer, an muthigen Gegend, umgeben von fruchtbaren Feldern und blühenden Wiesen, durchrieselt von einem klaren Bache, und bewohnt von verständigen, betriebsamen Landleuten.

Hier miethete sich Herr Brav mit seinen kleinen Familie bey einem, zwar nicht reichen, aber braven Manne ein, und alle lebten ländlich, das heißt, einfach, thätig, froh und natürlich. Der Monat verging wie ein Tag, die Tage wie Stunden, und die Stunden wie Augenblicke; ehe man sichs versah, waren sie verschwunden.

„O lieber Vater," sagte einige Wahl Siegfried, als man wieder einpackte und in die Stadt zurück kehren sollte, „lieber Vater! warum kehren wir zurück in das Gerüsch, zwischen die Mauern, die uns den Zugang zur Natur undeutlich versperren? Hier ist gut seyn, hier laß uns bleiben; wir wollen drey Stübchen machen lassen, für dich eines, für die

Mut-

Mutter eins, und eines für mich und Jettchen."

Henriette unterstützte die Bitte ihres Bruders, aber Vater und Mutter lächelten und sagten: Gern erfüllten wir, lieben Kinder, euer Verlangen; aber es geht nicht füglich an; es rufen uns höhere Pflichten, und diese müssen wir erfüllen. Der Mensch muß nicht sagen: hier gefällt es mir wohl, hier will ich bleiben, sondern: wohin zieht mich mein Beruf? und wohin ihn dieser ruft, da muß der Mensch leben und seines Berufs treulich warten, auch wenn dieses nicht mit seinen Wünschen und Neigungen übereinstimmt.

Herr Brav hatte Recht; aber seine Kinder sahen den Zusammenhang der Sache nicht ein. Indeß beruhigten sie sich; denn sie waren gewohnt, den Reden ihrer Eltern Glauben beyzumessen; und wenn sie auch manches nicht recht einsahen, so sprachen sie: Es muß doch wahr seyn; denn Vater hat's ja gesagt; dieser muß die Sache besser verstehen, als wir. Uebrigens erneuerten sie alle Jahre den Wunsch, auf dem Lande, in dem lieben Grünthal leben zu können.

Ein

Ein unglücklicher Vorfall brachte diesen Wunsch in Erfüllung.

Eines Jahres — es war im Frühlinge — kehrte Herr Brav mit seiner Familie aus Grünthal in die Stadt zurück. Man kam spät an, und alle waren ermüdet. Der Schlaf bemächtigte sich ihrer, und sie versanken in einen süßen und tiefen Schlummer.

Um Mitternacht entstand in der Straße, wo das Bravsche Haus lag, ein großer Lärm; es ertönte schauerlich die Sturmglocke, und in der ganzen Stadt rief man die furchtbaren Worte: Rettung! Feuer! Feuer!

Mit Aexten und Feuerhaken strömten die Männer herbey; wehklagend falteten die Weiber ihre Hände gen Himmel, und an ihre Mütter klammerten sich bebende Kinder. Durch alle Gassen rasselten Wagen mit Wasser und Spritzen, und die Garnison, die in der Stadt lag, zog durch das nächste Thor auf eine Wiese, welche an die Vorstädte gränzte.

Die Flamme nahm über Hand, und da das Feuer nicht weit vom Bravschen Hause aus-

ausgebrochen war, so erreichte es dasselbe gar bald. Schon brannte der Hintertheil, als noch jedermann von Bravs Familie in einem festen Schlafe lag. Zum Glück erwachte seine Gattinn, als ein Theil des Hauses einstürzte. Sie hört den Lärm, springt eiligst aus dem Bette, sieht zum Fenster hinaus, und erblickt zu ihrem Entsetzen das Unglück der Stadt. Feuer! Feuer! ruft sie, halb ohnmächtig vor Angst; wankt an das Bett ihres Gatten, und dann in das Schlafgemach ihrer Kinder. Alle springen auf; kleiden sich nur zur Hälfte an, und eilen zur Treppe. Allein diese stehet in lichten Flammen; Brav springt zum Fenster und ruft: Hülfe! Hülfe!

Aber keine Seele wagt es, die Unglücklichen zu retten. „Bis wir hinauf kommen, sagten einige Feigherzige, stürzt das Gebäude zusammen, und wir finden unsern Tod.“

Schon fiel ein Theil des Daches zusammen; schon drang die Flamme bis an die Stubenthür, und ergriff den Schrank, der nahe an ihr stand; schon bereitete Brav seine bebende Gattinn und die zitternden Kinder, die sich an Mutter und Vater fest anklammerten, zum Tode vor, der ihnen unvermeidlich schien; als sich ein schlecht-

gekleideter junger Mann muthvoll durch das erschrockene Volk drängte, und, wie ein Engel von Gott gesandt, eine lange Leiter an das Haus des unglücklichen Brav anlegte, herzhaft sie erstieg, und mit der äußersten Gefahr alle, alle glücklich rettete.

Der unbekannte, hochsinnige Retter wollte sich wieder durch den staunenden Haufen drängen, vielleicht um unentdeckt zu bleiben. Allein Herr Brav sprang ihm nach, hielt ihn fest und rief: Ich lasse dich nicht, du sagest mir denn, wer du seyst?

Lange sträubte sich der edelgesinnte Jüngling; endlich bekam Brav Gelegenheit, ihm recht ins Gesicht zu sehen, und jetzt erst erkannte er in ihm den Sohn eines armen Leinwebers, den er vor einigen Jahren aus einer Verlegenheit gerissen, und dadurch die dankbare Familie sich sehr verbunden hatte.

Hastig griff Brav nach der Hand des hochherzigen jungen Mannes, drückte sie männlich und sagte: Dank, guter Freund! herzlichen Dank! Sie haben mir und den Meinigen das Leben gerettet, womit kann ich Sie dafür lohnen; o sagen Sie, womit?

„Loh-

„Lohnen? versetzte der Jüngling? als wenn ich des Lohnes halber das gethan hätte, was ich gethan habe! Es ist ja Menschenpflicht, seinem Bruder in der Noth beyzustehen; dieß haben Sie auch an meinem Vater vor sechs Jahren bewiesen. Ohne ihren Beystand wäre er und ich mit ihm in großes Elend gerathen. Es freut mich, daß ich jetzt Gelegenheit hatte, Ihnen einen Gegendienst zu erweisen."

„O trefflicher Karl, trefflicher Karl! rief gerührt der Kammerrath aus." Seine Frau und seine Kinder kamen nun auch herbey, und dankten mit Thränen ihrem Retter, ob er sich gleich ernstlich allen Dank verbat. Auch das umstehende Volk bezeigte ihm große Freude über seine edle That, und es ertönte von allen Seiten: Bravo, Karl! Bravo!

Karl aber, gestärkt, durch das selige Bewußtseyn, edel gehandelt zu haben, rief in einem männlichen Tone: Freunde! zaudern wir nicht; das Danken und Müßigstehen frommt nichts! Auf! zur Hülfe den leidenden Brüdern! noch viele bedürfen unsers Beystandes!

Dieser Aufruf that mächtige Wirkung, alles raffte seine Kräfte zusammen, legte Hand

an, und einige brave Einwohner der Stadt wurden auf diese Weise einem schmählichen Tode entrissen, dem sie sonst unmöglich hätten entgehen können. Solche Wirkungen kann die Stimme und das Beyspiel eines einzigen Rechtschaffenen hervorbringen.

So sehr man indeß daran arbeitete, die Verbreitung des alles zerstörenden Feuers zu verhindern, so konnte man doch wenig oder nichts ausrichten. Die Dächer waren trocken, und die Flammen griffen aus dieser Ursache schnell um sich; aber am meisten schädete wohl der starke Wind, der unglücklicher Weise in dieser Nacht blies, und durch das rollende, verzehrende Feuer noch mehr angefacht wurde.

In wenigen Stunden lag die schöne Stadt in der Asche; die prächtigsten Palläste waren nun rauchende Schutthaufen; die stärksten Mauern brannten durch, und selbst die meisten Glocken schmolzen, stürzten herab, und zertrümmerten das Thurmgewölbe.

Männer, die vor wenigen Stunden für die Reichsten der Stadt galten, waren jetzt beynahe Bettler; hochmüthige Prahler, die den

Abend

Abend vorher stolz auf dem Walle der Stadt herum spazierten und mit Verachtung auf die ärmern Klassen herab blickten, irrten jetzt gedemüthigt, mit gesenktem Haupte, in den dumpfen Gassen herum, und hatten nicht den Muth ihr Auge empor zu heben; Müßiggänger, die sich nicht durch ihrer Hände Arbeit genährt, sondern die sauer erworbenen Schätze ihrer Eltern in Unthätigkeit verschwelgt hatten, schlichen beschämt und angstvoll einher, und erschraken bey dem Gedanken an die Zukunft. Jammer, Elend, Angst, Furcht und Traurigkeit sah man auf den meisten Gesichtern, an allen Ecken und in allen Straßen. Nur hie und da erblickte man einen ruhigen Mann, festen unerschrockenen Sinnes, gestärkt durch den Glauben an eine Vorsehung, und durch die Hoffnung einer besseren Zukunft. Gelassen sah der Fromme empor, und sein Herz erhob sich, still gerührt, zu dem, der die Schicksale der Sterblichkeit lenkt, und Segen über alle seine Geschäfte verbreitet. Ein milder Friede senkte sich tief in seine Brust, wie sich ein fruchtbarer Thau auf hinwelkende Blumen herab läßt, ihren Kelch erfrischt, und ihr Wiederaufblühen befördert.

Wohl dem, der zu solchen Zeiten des Unglücks und Jammers sein Gemüth sammeln, auf die Ruinen seines äußern Glücks mit Gleichmuth blicken, sich mit innern Schätzen, die ihm kein Unfall raubt, trösten, muthvoll sein Auge gen Himmel erheben, und kindlich beten kann: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sey gelobet.

Der Morgen nach dem furchtbaren Brande war ein trauriger Morgen, und die schönen Strahlen der sanft aufsteigenden Sonne fielen auf schwarz gebrannte Ruinen, übelriechende Schutthaufen, und auf blasse, thränenbenetzte Gesichter. Düstern stand hier ein Hausvater auf dem Platze, wo sein Haus gestanden, sah gen Himmel und sagte bey sich selbst: wohin soll ich nun mit Weib und Kindern mich flüchten? womit soll ich ihren Hunger stillen, und ihre Blöße bedecken? Dort rang weinend eine Mutter die Hände, den schläfrigen Säugling an der Brust; Zähren rollte ihr von den Wangen, und die wehmüthigsten Klagen entströmten ihrem Munde.

O es war ein herzerschütternder Anblick, der Anblick des großen Elendes, das nun bey

Ta-

Tage sichtbarer und daher in einer desto fürchterlichern Gestalt zu schauen war! Der Menschenfreund, der nichts mehr thun konnte, weinte den Unglücklichen wenigstens eine Thräne, und suchte durch tröstende Worte in ihre verwundeten Herzen einen lindernden Balsam zu gießen. Aber thätig bewies sich mancher edeldenkende Mann aus den umliegenden Oertern. Schwer bepackte Wagen zogen durch die Gassen, und allerhand Lebensmittel wurden unter die Abgebrannten vertheilt; auch mit Geld unterstützte man die leidende Armuth.

Viele verunglückte Familien wurden in die herumliegenden Dörfer und Flecken eingeladen, wo sie gutes Obdach fanden, und, was noch mehr heißt, auch Freunde, die an ihrem Schicksale ungeheuchelten Antheil nahmen. Hier blieben sie so lange, bis sie in der Stadt wieder aufgebaut hatten.

Dem Kammerrath Brav blieb von allem, was er in seinem Hause besaß, nichts übrig. Halb nackt entkamen seine Kinder, und er und seine Frau retteten bloß ein einziges Kleid. Dieß war ein harter Schlag für ihn, aber er behielt doch seine Besonnenheit, und wußte sich

zu

zu trösten. In den Vorstädten hatte er noch einen kleinen Meyerhof; der ihm blieb; und dahin begab er sich mit seiner Familie und einigen guten Freunden, die auch alles in der Stadt verloren hatten. Ruhig sann er nun auf Mittel, sich und den Seinigen zu helfen.

Wer nur ernstlich nachdenkt, der kann sich aus den größten Verlegenheiten helfen.

Dieß erfuhr auch Herr Brav. In wenigen Tagen hatte er einen Weg gefunden, auf dem er seine äußere Lage wieder verbessern konnte. An einem schönen Morgen versammelte er seine Familie auf dem öden Brandplatze, wo seine Wohnung gestanden hatte, und hielt folgende Anrede an sie: Meine Lieben! ich habe euch heute hieher geführt, um euch einen Plan mitzutheilen, den ich in Hinsicht auf unser künftiges Fortkommen entworfen habe. Das Unglück ist groß, das uns betroffen hat; aber ich glaube, daß wir Kraft genug haben, es muthig zu ertragen. Hat uns doch die Flamme nicht alles geraubt; wir haben noch einen Meyerhof übrig behalten, und ein Paar fruchtbare Aecker; und gesetzt, wir wären auch um dieses gekommen,

so

so dürften wir doch nicht zagen. Sind wir denn nicht alle gesund? und ist Gesundheit nicht ein großer Schatz? haben wir nicht Kräfte, haben wir nicht Hände? O wer noch ein Paar gesunde Hände hat, und dabey einen guten Willen, der darf nie verzagen, er besitzt ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Und so hoff' ich denn, daß auch wir nicht verderben werden. Wir sind gesund, und durch den Gebrauch unserer Kräfte können wir uns sehr leicht forthelfen. Aber der gute Wille, sie zu gebrauchen, muß da seyn; fehlt dieser, so mißlingen alle unsre Unternehmungen. Wollt ihr euch also entschließen, die Kräfte, die euch die Natur gab, anzuwenden? wollt ihr arbeitsam seyn, und genügsam bey dem Genusse desjenigen, was ihr durch eurer Hände Arbeit erwerbt?

O lieber Mann! antwortete Wilhelmine, und fiel ihrem Gatten um den Hals, lieber Brav, wie gut bist du! Ja wir wollen alle arbeiten, vom Morgen an bis an den Abend, und wenn uns der Schweiß über die Wangen rinnt, wollen wir nicht unzufrieden werden, sondern mit Freude und Geduld

unsre

unsre Geschäfte vollbringen. Daran zweifle nicht.

Voll der kindlichsten Liebe umschlangen die guten Kinder, Siegfried und Henriette, ihren Vater und sagten: Guter, bester Vater! wir wollen fleißig seyn, und uns nie vor der Arbeit scheuen; was du willst, wollen wir thun, denn du bist ja ein lieber, guter Vater!

Nun, wenn ihr arbeiten wollt und alles geduldig ertragen, fuhr der gerührte Brav fort, so will ich euch denn entdecken, was ich im Sinne führe. Diesen Platz hier will ich verkaufen. Erschreckt nur nicht, sondern hört mich weiter. Wenn ich das Haus wieder aufbauen wollte, so wären zehn tausend Thaler nicht hinlänglich dazu. So viel Geld aber haben wir nicht, und Schulden zu machen, ist nicht meine Sache. Ferner sollen auch unsre Aecker und der Meyerhof verkauft werden, und für das Geld, das wir dafür erhalten, kaufe ich ein kleines, aber wohlbestelltes Gut. Mein Amt gebe ich auf, und sorge dafür, daß es gut besetzt wird. Der junge Siegmar ist ein wackrer Mann, und wird den Posten gewiß am besten verwalten; er soll ihn daher erhalten; dafür will

ich

ich schon sorgen. Ihr seyd doch damit zufrieden?

Frau Brav fing an zu weinen und antwortete: Bester Mann, es wird uns freylich schwer werden, diesen Platz, den wir nun gegen achtzehn Jahre unser nannten, auf dem wir so viele Freuden genossen, so manches Leiden standhaft geduldet und glücklich überstanden haben, es wird uns schwer fallen, diesen Platz zu verlassen. Aber dein Plan ist gut, und ich bin mit demselben ganz zufrieden. Führe du mich, wohin du willst, ich will dir gern folgen.

Die Kinder waren mit dem Vorhaben des Vaters noch mehr zufrieden. Mit Freuden sahen sie nun ihren Wunsch, auf dem Lande zu leben, der Erfüllung nah, und sie wußten ihre Zustimmung nicht genug auszudrücken. Es entspann sich unter ihnen und dem Herrn Brav folgendes Gespräch:

Henriette. Ach! guter Vater, ich kann es dir gar nicht sagen, wie lieb es mir ist, daß wir nun auf dem Lande leben werden. Wie glücklich werden wir da seyn!

Vater. Das hoff' ich, liebe Henriette, das hoff' ich. Aber glaube nur nicht, daß wir unsre Zeit mit Spazierengehen, Nähen und Stricken verleben werden. Auch das werden wir thun, aber unser Hauptgeschäfte wird seyn, die Aecker zu bestellen, die Früchte, die sie tragen, selbst einzuerndten, und du wirst deiner Mutter in der Küche täglich helfen müssen.

Henriette. O das werde ich herzlich gern thun, lieber Vater, alles, alles werde ich thun, was ich kann, wenn wir nur auf dem Lande leben.

Vater. Und du wirst dann um desto gesünder, stärker und froher seyn.

Siegfried. Nicht wahr, Vater! du läßt alsdann für uns zwey leichte Rechen machen, womit wir das Heu und das Grummet zusammen rechen und in ein schönes Häufchen aufthürmen?

Vater. Ihr sollt auch leichte Piken und Grabscheite bekommen, womit ihr euer Gärtchen umgrabt, Samen, womit ihr es besäet, Bäumchen, die ihr pflanzt, und noch viele andre Sachen, die euch freuen sollen.

Beyde. O lieber Vater!

Siegfried. Aber wir ziehen doch nach Grünthal?

Vater. Nach Grünthal nicht. Wie? ihr erstaunt? ihr schlagt die Augen nieder? seyd ihr nicht zufriedeen?

Siegfried. Das nicht, Vater! aber —

Vater. Fürchtet nichts; wir kommen in ein Dörfchen, das viele Vorzüge vor Grünthal hat; die Gegend um dasselbe ist viel schöner, auch die Einwohner sind gut, und Grünthal liegt nicht weit davon. Wir können daher bisweilen dahin wandern, besonders am Sonntage Nachmittags.

Darüber freuten sich die Kinder gar sehr, ergriffen die Hand des Vaters und küßten sie, und die Mutter trat hinzu, legte ihre Hände auf die Hände der Uebrigen, sah mit stillheiterm zärtlichen Blick ihren Mann und ihre Kinder an und sprach: Wir werden nicht darben. Gott wird unsre Arbeiten segnen, und wir werden das Unglück, das uns betroffen hat, bald vergessen.

Drauf

Drauf sagte ernsthaft der Vater: Wir werden nicht darben, wenn wir thätig, unverdrossen und gut sind. Seht, da steigt die goldne Sonne immer höher und höher, und verbreitet Wärme, Segen und Freude über unsre Fluren; auch auf dem Dorfe wird sie uns scheinen, immer und überall scheinen, und unserm Leben wird einst auch eine freundliche erquickende Sonne aufgehen, und wir werden dann die unglückliche Nacht vergessen, die fürchterliche Nacht, wo viele hundert Familien, wo auch wir um den größten Theil unsrer Habe gekommen sind. Auf! laßt uns diesen Platz verlassen, und unsrer Wohnung zueilen.

Gerührt verließ die Gesellschaft die öde Brandstätte.

Herr Brav verkaufte bald den Platz, wo sein Haus gestanden hatte, die Aecker und den Meyerhof. Sein Amt erhielt der wackre Siegmar.

Ein schönes Gut, in dem Dörfchen Rosenthal, war vor kurzem von dem Besitzer zum Verkaufe angeboten worden; der redliche Brav benutzte diese Gelegenheit, und kaufte

das

das Gut. Seine Freunde wollten ihn gern zurück halten; allein ihre Bitten waren fruchtlos.

Mit Sehnsucht sah seine Familie dem Tage der Abreise entgegen, wie man einem geliebten Freunde entgegen sieht, und eine allgemeine Freude verbreitete sich, als es an einem Abende hieß: Morgen ziehen wir nach Rosenthal. —

Die

Die Bravsche Familie verläßt die Stadt.

Der Tag, an welchem die Bravsche Familie der Stadt für immer Lebewohl! sagen wollte, fing an zu grauen, und alles, was zum Bravschen Hause gehörte, war auf den Beinen.

Viele Geräthschaften, Kästen, Schränke, Tische, Stühle, Bettgewand und andre Sachen waren den Tag vorher auf einigen Wägen in den neuen Wohnort abgeschickt worden. Aus diesem Grunde mußte die Familie es sich gefallen lassen, die letzte Nacht auf einem harten Strohlager zu liegen. Demohngeachtet rief jedes beym Erwachen: das war ein herrlicher Schlaf!

Ehe Herr Brav mit seiner Familie seine Wanderung aufs Land antrat, kam ein Knabe von Siegfrieds Alter, in Begleitung eines alten

alten und jungen Mannes und eines lustigen Hundes in den Meyerhof.

„Ach! da kommen Sie ja schon! rief ihnen Herr Brav entgegen. Guten Morgen! lieben Freunde!“

Man drückte sich wechselsweise die Hände, und war vergnügt über das Wohlseyn des andern.

Der angekommene alte Mann war der Vater von dem beherzten Karl, der, mit eigener Lebensgefahr, die Bravsche Familie in der beschriebenen Feuersbrunst von einem schmählichen Tode gerettet hatte. Der junge Mann, der mit ihm kam, war Karl selbst, und der Knabe sein jüngster Bruder Christian.

Christian hatte ein Bündelchen unter dem linken Arm, und einen Stock in der rechten Hand. Seine Augen waren rothgeweint, und er sah seinen Vater mit einem wehmüthigen Blicke an, als wollte er sagen: vielleicht seh' ich dich nie wieder, lieber Vater!

Wißt ihr wohl, warum Christian rothgeweinte Augen hatte, und warum er seinen Va-

rer mit einem wehmüthigen Blick ansah? — Wir wollen sehen, wer es errathen hat.

Herr Brav war ein sehr dankbarer Mann, weil er ein guter Mann war. Nie werdet ihr einen rechtschaffenen Menschen finden, der nicht zugleich auch dankbar wäre. Der junge Karl Lindenbaum hatte sich, wie ihr wißt, um die Bravsche Familie sehr verdient gemacht, und Brav sann nun darauf, wie er seinen Retter wohl am besten belohnen könnte. Ihm ein Geschenk im Gelde zu machen, war der erste Gedanken, der ihm einfiel. Mit einer Rolle Silberstücke begab er sich nun ins Lindenbaumsche Haus, und wollte sie, da er den Sohn nicht zu Hause antraf, dem alten Vater in die Hand drücken.

„Ey! wie wird sich dieser gefreut haben über die Rolle!“ wird vielleicht einer und der andere von den Lesern ausrufen.

Nicht doch, meine lieben Freunde! der alte Lindenbaum war gar ein braver Mann, der niemals deswegen gut handelte, um belohnt zu werden. Wenn er etwas für Pflicht hielt, so erfüllte er redlich und gern diese Pflicht, ohne

sich

sich erst die Frage vorzulegen: „Was wird mir denn dafür? womit wird man mich belohnen, wenn ich diese Pflicht vollbringe?“ Und Karl sein Sohn, war hierin seinem Vater ganz ähnlich. Der alte Lindenbaum nahm das Geschenk nicht an.

Gerade, als Herr Brav den alten Lindenbaum wieder verlassen wollte, trat Karl in die kleine, reinliche Stube, Brav wollte versuchen, ob dieser vielleicht nicht geneigt seyn möchte, die Rolle Silberstücke anzunehmen. Allein der Versuch schlug fehl. Karl wies das Geschenk ab und sagte: „Was ich gethan habe, habe ich nicht um des Lohnes willen gethan.“

Als sie so mit einander redeten, trat Christian, ein muntrer Knabe, in die Stube. Sein freundliches Gesicht, und der Anstand, mit dem er sich gegen seinen Vater, Bruder und Herrn Brav benahm, gefiel diesem gar sehr. „Wart'!“ dachte Brav bey sich, „vielleicht kannst du dich gegen diesen dankbar beweisen. Wie wär' es, wenn du den freundlichen Knaben mit dir aufs Land nähmst, ihn Siegfrieden zum Gesellschafter gäbst, ihn zu einen braven und geschickten Menschen erzögest, und ihn auf diese Weise

recht glücklich machtest? Das wäre doch viel mehr werth, als diese Rolle Silberstücke."

Herr Brav theilte seine Gedanken dem alten Lindenbaum mit, und sowohl er, als sein Sohn Karl, waren mit dem Plane ungemein zufrieden. Auch Christian war nicht abgeneigt, mit dem guten Brav aufs Land zu ziehen. Es blieb also dabey.

Als Christian mit seinem Vater und Bruder, am Tage der Abreise, im Meyerhofe erschien, näherten sich ihm freundlich Siegfried und Henriette. „Du sollst mein Bruder seyn," sagte der erste zu ihm; „alles wollen wir mit einander theilen, und es soll uns auf dem Lande recht wohl gehen." Christian drückte ihm freundlich die Hand.

Es versammelten sich im Meyerhofe viele Freunde, die ihren rechtschaffenen Brav noch einmahl sehen und bis ins nächste Dorf begleiten wollten. Man nahm das Frühstück zu sich und trat die Reise an.

Als man bey dem ersten Dorfe angekommen war, umarmten die Begleiter ihren Freund

Brav,

Brav, seine Frau und die Kinder, sagten sich ein herzliches Lebewohl, und versprachen einander, daß sie allezeit, so lange sie lebten, in Glück und Unglück, Freunde bleiben wollten.

Der alte Lindenbaum schloß seinen Christian in die Arme, und segnete ihn. „Sey immer redlich," sprach er, „folgsam und dankbar gegen deinen Wohlthäter, mein lieber theurer Sohn!" Lieber, lieber Vater! schluchzte Christian, ich will es seyn. Lebt wohl! — Nun trennte man sich unter vielen Thränen.

Brav sah mit seiner Familie sich noch ein Mahl nach der Stadt um, und seine Begleiter wendeten sich auch um, und schwenkten Hüte und Schnupftücher. Dasselbe thaten auch Herr Brav, seine Frau und die Kinder. „Lebt wohl! ihr braven, rechtschaffenen Seelen!" sprachen sie leise, und weinten fort.

Die Sonne stieg höher, der Himmel war heiter, und die Wanderer freuten sich einmüthig über das schöne Reisewetter. Auch die Gesichter fingen an sich aufzuheitern, und es entspann sich ein unterhaltendes Gespräch.

Man

Man war noch nicht weit gegangen, als die Gesellschaft durch einen neuen Reisegefährten vergrößert ward. Osmunda kam herbey gesprungen, drängte sich zu Christian, und schien sich recht sehr darüber zu freuen, daß er mitreisen könne.

„Ey! was willst du denn hier haben, Osmunda," sagte Christian! „für dich ist diese Reise nicht veranstaltet worden! du bist ein zudringlicher Gast! zurück! zurück!"

O laß ihn doch gehen, sagte Siegfried in einem bittenden Tone, er mag auch Theil nehmen an unsrer Freude! Henriette legte gleichfalls eine Bitte für ihn ein. Christian warf einen Blick auf Herrn Brav, und dieser lächelte und sprach: Je nun, so laßt ihn mitlaufen. Es wird sich schon noch ein Platz für ihn im Hause finden. Darüber freuten sich denn die Kinder gewaltig.

Ihr werdet fragen: Wer war denn dieser Osmunda? — Es war ein niedlicher — Pudel, den Christian aufgezogen, gut abgerichtet und immer mit sich genommen hatte, wenn er ausging. Das treue Thier war daher an

seinen kleinen Wohlthäter so gewöhnt, daß es immer um ihn herumsprang, ihn beständig begleitete, und gar sehr winselte, wenn Christian es einmahl nicht mitnehmen konnte. Der alte Lindenbaum glaubte, Osmunda müsse in der Stadt bleiben; denn Herr Brav habe sich wohl entschlossen, seinen Sohn mit aufs Land zu nehmen; von dem Hunde aber wäre nicht die Rede gewesen. Deswegen zog er sein Schnupftuch aus der Tasche, und band den unruhigen Pudel am Halse an, damit er nicht etwa sich zum Begleiter der Wandernden aufdringen möchte. Aber Osmunda machte sich von den Fesseln los und spielte den Deserteur. Der alte Lindenbaum und sein Sohn riefen zwar: Osmunda! gutes Hündchen! Osmundchen! komm zurück! Aber wer nicht hörte, war Osmunda. Wie wenn er einen Hasen verfolge, lief er immer der Spur seines kleinen Wohlthäters nach, und erreichte bald die Reisegesellschaft. Voll Freude sprang er auf Christian, leckte ihm die Hand, wedelte mit dem Schwanze, und sah alle mit einem frohen Blicke an, gleich, als wollte er sagen: Ihr nehmt mich doch mit?

Wer war froher als Christian, da der Deserteur vom Herrn Brav gnädig aufgenommen, und

und ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, an der Reise Theil zu nehmen. „Gutes Hündchen,“ sagte er, „sollst es gewiß auch auf dem Lande, im neuen Quartiere, gut haben.“

Der alte Brav lächelte und dacht' in seinem Sinn; „Das ist doch ein treues Thier! es verläßt seinen Wohlthäter nicht, und weiß seine Erkenntlichkeit nicht genug auszudrücken! wie viele Menschen beschämt dieser Pudel! auch manche undankbare Kinder müßten vor Osmunda erröthen, wenn sie über ihre Unerkenntlichkeit gegen Eltern und Lehrer — nachdächten.“

Es war gerade Mittag, als die Reisegesellschaft in einem kleinen Dorfe ankam. Die Wanderer waren zwar nicht sehr müde, und sie hätten wohl noch einen Weg von zwey, drey Stunden zurücklegen können, ohne über ihre Beine zu klagen; aber es meldete sich ein ganz anderes Bedürfniß bey ihnen, welches sie nöthigte, nach dem Wirthshause zu fragen. Sie hatten sich eine stärkere Bewegung gemacht, und dadurch die Verdauung des Frühstücks gar sehr befördert. Der Magen forderte neue Nahrung;

zung; um ihm diese zu verschaffen, trat man in eine Schenke.

„Das wird schmecken!“ sagten die Knaben, und dachten sich schon an den gedeckten Tisch und an die volle Schüssel hin. Aber es schmeckte doch nicht.

Können wir etwas zu essen bekommen? fragte Herr Bray den düstern Gastwirth? „Ich habe nichts!“ antwortete er in ganz gemeinem Dialekte. Dabey machte er eine verdrießliche Miene, kehrte den Gästen den Rücken zu, und fuhr fort, Schöpsendärme zu reinigen.

Wir werden doch wenigstens eine Flasche Bier bekommen können? sagte Bray.

„Auch nicht,“ gab der mürrische Wirth zur Antwort; „das Bier, was ich hab', ist sauer, das kann kein Mensch trinken; heut Nachmittag bekomm' ich frisches.“

Aber Brot und Milch, das wird doch wohl zu haben seyn?

„Auch nicht; das Brot steht im Ofen, und Milch haben wir gar keine. Unsre Küh' hat-

hatten die faule Krankheit; eine davon ist uns gekrepirt, und die andre könn'n wir noch nicht melken."

Auf diese Weise können wir nichts bekommen?

„Für heute nichts!"

Das war denn freylich ein Bescheid, womit die hungrigen Gäste eben nicht sehr zufrieden waren. Man verließ die leere, unreinliche Schenke, und fast jedes sah unmuthig vor sich hin.

Nun, wie hat es denn geschmeckt, Siegfried? fragte mit einem erzwungenen Lächeln Henriette.

Ach! laß mich gehn, Schwesterchen! erwiederte Siegfried, mein Magen versteht jetzt keinen Spaß. Das ist doch eine erbärmliche Wirthschaft!

Der Vater lächelte und sprach: Gebt euch zufrieden, Kinder! wir werden nicht verhungern! Das ist freylich nicht gar fein, daß uns

der

der Wirth so abspeiste. Er hätte wohl ein freundlicheres Gesicht machen können, so wie etwa Christian oder Siegfried (die Knaben lächelten); aber wer weiß, welche Unfälle ihn so mürrisch gemacht haben! und da wär' er denn freylich zu entschuldigen. Ich will euch aber dabey eine wichtige Lehre geben: Wenn ihr einmahl Gastwirthe seyd, so haltet bessere Ordnung, und empfangt eure Gäste mit mehr Freundlichkeit. Aber wenn ihr auch keine Gastwirthe werdet, so müsse es bey euch, aus Nachlässigkeit, niemals an dem Nöthigen fehlen, und besucht euch Jemand, so müsse er von euch liebreich, herzlich und freundlich aufgenommen werden. Selbst wenn unangenehme Vorfälle eure gute Laune verstimmt haben: müßt ihr euch Mühe geben, denjenigen, mit dem ihr zusammen kommt, mit Freundlichkeit zu empfangen; denn warum wolltet ihr ihn durch ein finstres, verdrießliches Gesicht verstimmen und mißmüthig machen!"

Der Vater hatte kaum ausgeredet, als man rufen hörte: Herr Kammerrath! Herr Kammerrath!

Man sah sich um, und erblickte ein offenes Fenster, durch welches ein Mann mit ehrlicher Miene seinen Kopf gesteckt und dem Herrn Brav zugerufen hatte. Er zog aber den Kopf gleich wieder ein, und in wenigen Augenblicken stand er selbst vor der Reisegesellschaft.

Ich habe mich also doch nicht geirrt, sagte er. Sie sind wirklich der rechtschaffene Herr Kammerrath Brav. Nun das ist mir außerordentlich lieb.

„Woher kennt er mich denn, guter Mann?“ fragte Brav: „ich kann mich nicht besinnen, ihn jemals gesehen zu haben.“

Das sollen Sie schon erfahren; versetzte dieser. Aber wollen Sie mir nicht die Ehre geben, und in mein Haus spazieren? Es sieht freylich darin nur wie bey einem Landmanne aus. Das sind wohl Ihre lieben Kinder? Die Frau Kammerräthin kenne ich schon.

Die Reisegesellschaft wußte nicht, woran sie war. Sie kehrte ein, und begab sich in das Haus des unbekannten Mannes. Hier sah es zwar nicht prächtig, aber reinlich und ordentlich aus.

Wo-

Womit kann ich ihnen aufwarten? fragte der freundliche Wirth! etwas außerordentliches kann ich ihnen nicht vorsetzen! auch nichts Warmes und Gebratenes. Aber eine gute Milch steht Ihnen zu Dienſten. Vielleicht ſind Sie, Herr Kammerrath, ein Freund von kleinen Fiſchen? Weibchen, ſiede doch eine gute Portion Schmerlen und Gründlinge. Die ſind ja gleich fertig. Nun will ich Ihnen ſagen, wer ich bin, und woher ich Sie kenne. Sie werden ſich doch noch zu erinnern wiſſen, daß vor acht Jahren ein Mißjahr war, und das Getreide auf einen gewaltig hohen Preis ſtieg. Es war ſogar ſchwer, für baares Geld ſolches zu bekommen. Mir gings auch ſo. Ich trug die ſchönſten Thaler auf der Hand herum, aber nirgends konnte ich ein Paar Metzen Korn bekommen. Da kam ich in die Stadt und hörte, daß Sie etwas vorräthiges Getreide hätten. Ich eilte zu Ihnen; aber Sie hatten bereits faſt alles verkauft. Du lieber Gott! ſagte ich; wohin ſoll ich mich jetzt wenden; ich muß ja mit meiner Familie verhungern, wenn ich nirgends etwas bekomme. Schon war ich im Begriff abzugehen, da riefen Sie mir zu, und ſagten: Komm' er nur zurück; ich habe freylich für mich ſelbſt nicht mehr viel übrig; aber wir wollen

herum. Nichts gefiel ihnen aber so sehr, als eine kleine Heerde Lämmer, die mit ihren Müttern im Garten weideten. Ach! die niedlichen Thierchen! riefen alle aus, streichelten sanft die geduldigen Lämmer und sagten: So was sollten wir auch in Rosenthal haben!

Der gefällige Wirth lächelte und sprach: Warten Sie nur; auch das werden Sie einmahl haben.

Die Kinder gingen nun wieder in die Stube; der Wirth aber blieb noch im Hofe, und machte an einem Wagen etwas zu rechte.

Als man beynahe zwey Stunden ausgeruht hatte: beschloß man, die Reise forzusetzen. Hätte man bloß seinen Empfindungen und den Einladungen des dankbaren Wirthes gefolgt: so wäre man noch länger, vielleicht bis den andern Morgen, hier geblieben. Aber man zog die Vernunft zu Rathe, und diese sagte: Es ist besser, ihr wandert noch heute nach Rosenthal. Man hatte noch drey Stunden bis dahin.

Die Reisegesellschaft dankte dem Landmanne und seiner Frau recht herzlich für die freundschaft-

schaftliche Bewirthung und wollte eben aus der Stube treten. Da rasselte etwas, und siehe! ein kleiner, gemächlicher Wagen hielt vor der Thüre still.

„Was soll das heißen?“ fragte Herr Brav.

Nichts mehr, antwortete der lächelnde Wirth, als daß Sie sich aufsetzen, und ich Sie nach Rosenthal fahre.

Es half keine Widerrede; Brav mußte mit seiner Frau und seinen Kindern den Wagen besteigen, und die gutgemästeten Rappen zogen das leichte Fuhrwerk mit sich fort. In anderthalb Stunden war man an Ort und Stelle.

Noch ehe man dem braven Fuhrmann recht danken konnte, verlohr er sich, und rasselte mit seinem leichten Wagen fort, über Berg und Thal.

Die Bravsche Familie auf dem Lande.

Da war man denn endlich auf dem Lande, wohin sich alle schon so lange recht sehr gesehnt hatten! Die Kinder jauchzten, und die Eltern hatten ihre Freude über die frohen Kleinen. Auch Osmunda freute sich, sprang um Christian herum und wedelte mit dem Schwanze.

„Gelt, Osmundchen, es ist dir lieb, daß du in Rosenthal bist?“ sagte Siegfried, und der lustige Pudel antwortete mit einem: hau! hau!

O du liebes Hündchen! rief Jettchen, streichelte ihn, und reichte ihm ein Stückchen kalten Kalbsbraten. Der Pudel nahm die Gabe hübsch langsam und bescheiden hin, und da er in der Stadt nichts dergleichen bekam, so schmeckte ihm der gute Braten gar herrlich.

„Morgen sollst du ein schönes Halsband bekommen,“ sagte Henriette, und Osmunde schmiegte sich fest an sie, und schien sich darüber zu freuen, daß er morgen ein schönes Halsband bekommen sollte.

Der Abend rückte immer näher heran, und es fing an zu dämmern. „Vater!“ sagte Siegfried, „wollen wir nicht heute noch ausgehen, und die Gegend um Rosenthal besehen.“

„Nein, mein Sohn!“ antwortete der Vater; wir wollen dieses auf Morgen verschieben. Heute sind wir etwas müde; auch wird es bald finster werden, und wir haben noch vieles in Ordnung zu bringen. Auch unser Haus können wir heute nicht mehr durchsehen. Morgen werden wir viel aufgelegter dazu seyn.

Als sie so sprachen, hörte man anklopfen. „Herein!“ hieß es, und vier Männer traten ehrerbietig in das Zimmer. Herr Brav ging ihnen freundlich entgegen, und drückte jedem männlich die Hand.

„Denn Sie uns nicht sehr willkommen, lieber Herr Brav,“ sprach der älteste von ihnen,

762649 A

dem die weißen Locken auf den Nacken herab wallten; wir haben viel Gutes von Ihnen gehört, und die ganze Gemeinde freut sich, daß Sie unter uns leben wollen.

Das macht mir viel Vergnügen, antwortete Herr Brav; ich lebe gern unter braven Menschen, und den Rosenthalern gibt man ja überall das Lob, daß sie brav sind.

Sie werden rechtschaffene Nachbaren haben, fuhr der Greis fort; diese zwey Männer hier —

Diese werden also meine Nachbaren seyn? versetzte Brav. Das freut mich. Ich hoffe, daß wir uns gut vertragen werden.

Das glauben wir auch, sagte der eine, und man schüttelte sich treuherzig die Hände.

Einer von den Nachbarn lud Herrn Brav mit seiner Frau und den Kindern zu einem kleinen Nachtmahle ein, und die Einladung ward angenommen.

Bevor man sich aber zu dem Nachbar verfügte, brachte man noch manches in Ordnung.

Je-

Jedes erhielt ein Plätzchen, wo seine Sachen stehen und liegen konnten; Tische, Stühle, Kasten, Kommoden und andere Mobilien wurden, so gut es sich thun ließ, geordnet, und besonders die Betten zu rechte gemacht. Nachdem dieses geschehen war, ging man zum Nachbar, wo sich der Schulze des Dorfs, jener Greis, von welchem eben die Rede gewesen ist, mit einigen guten Freunden versammelt hatte.

Es wurden zwar keine kostbaren Gerichte aufgetragen; aber es war doch alles zur Genüge und reinlich. Die Gespräche, die geführt wurden, würzten das Mahl, und das herzliche Wohlwollen, womit man sich einander behandelte, stimmte die Tischgesellschaft zu großer Heiterkeit, die nach und nach in Fröhlichkeit überging. Henn mit den Seinigen konnte sich nicht lange aufhalten. Er verließ noch vor zehn Uhr den Nachbar, und begab sich mit seiner Familie zur Ruhe.

Es hat mir recht wohlgefallen bey dem Nachbar, sagte Henriette, als man nach Hause gekommen war. Die Leute sind so vergnügt, und thun gegen einander so herzlich und aufrichtig, daß man ihnen recht gut werden muß.

In der Stadt wurden wir ja auch recht oft zu Gäste gebeten; es ging alles sehr vornehm zu; mußten wir doch manches Mahl über die Menge und Mannichfaltigkeit der Gerichte staunen, die aufgetragen wurden; hinter uns standen Bedienten, die alles thaten, was sie uns an den Augen ansahen; aber es gefiel uns allen doch nicht recht, und wir waren immer froh, wenn wir nur nach Hause kommen konnten. Niemahls war ich bey einem Gastmahle in der Stadt so aufgeweckt und froh, als heute an Nachbars Tafel.

Ich auch nicht, sagte Siegfried. Die Menschen scheinen hier ganz anders zu seyn. Du lieber Himmel! wie still war es nicht oft bey einem Traktamente in der Stadt. Zuweilen saßen dreißig Gäste an der Tafel, und doch wars im Speisesaale mäuschenstill; man hätte eine Fliege sich rauspern hören können. Und wenn auch gesprochen wurde, so war alles so gezwungen, und es schien, als müsse man jedes Wort vorher auf einer Goldwage wiegen; manche lispelten so leise, daß man sie gar nicht verstehen konnte. Da sind unsre Nachbarn ganz andre Leute; sie sprechen, wie es ihnen ums Herz ist, und lachen dabey von ganzer Seele,

und

und da muß man freylich auch mitlachen; und das thut einem so wohl, und befördert, wie uns neulich ein berühmter Arzt versicherte, gar sehr die Verdauung.

Herr Brav war ein vernünftiger Mann; und weil er vernünftig war, ließ er seine Kinder nie in Federbetten schlafen. Er lobte sich Kinder mit rothen Backen und kraftvollen Muskeln; Federbetten aber pflegen gewöhnlich die erstern zu entfärben, und die letztern zu schwächen. Daher mußten Henriette und Siegfried von ihrer ersten Kindheit an auf Matratzen liegen; bloß die Decke war leicht mit Federn gefüllt. Allein auf dem Lande mußte auch diese mit einer andern ohne Federn vertauscht werden. Die Kinder befanden sich recht wohl dabey.

Die erste Nacht in dem neuen Quartiere war allen eine angenehme Nacht. Alles lag in einem süßen Schlummer, als die Königinn des Himmels ihr goldnes Haupt am östlichen Himmel empor hob, und auf die Erde ihre lieblichen Blicke warf.

Der Hirte des Dorfs hatte lange sein Lager verlassen, und wollte nun sein Tagesgeschäft be-

beginnen, und die ansehnliche Heerde des Ortes auf die Weide führen. Mit dem Waldhorne unter dem Arme begab er sich an das Bravsche Gutshaus, und fing an zu blasen; denn dieses pflegte er von jeher zuerst auf diesem Platze zu thun.

Die Schlafenden wachten darüber auf, und wußten nicht gleich, was dieß bedeuten sollte. Siegfried sprang ans Fenster: Herrlich! rief er, der Hirte macht uns diese liebliche Musik! In fünf Minuten war man angekleidet, und hörte mit Wohlgefallen dem blasenden Hirten zu.

Die Städter müssen jedes Vergnügen gar theuer bezahlen, sagte Frau Brav; auf dem Lande kömmt man wohlfeiler dazu; und es ist obendrein noch viel reiner und für den Geist wohlthuender. Manche verlassen ein theures Concert, ohne so sehr erheitert und gerührt worden zu seyn, als wir jetzt durch die einfache, aber doch anmuthige Musik des stillen Hirten.

„Ja wohl! liebes Weib," versetzte Herr Brav; „das Landleben gewährt in jedem Betracht reinere, dauerhaftere und zugleich auch wohl-

wohlfeilere Freuden. Wir wollen sie in ihrem ganzen Umfange genießen, und unser Herz dadurch zur frohern Erfüllung der Pflicht ermuntern.“

Nicht nur das Ohr, auch das Auge erhielt kräftige Nahrung. Die Aussicht aus dem Wohnzimmer war überaus schön; die anmuthigsten Abwechselungen in der Natur boten sich dem Auge dar, und man labte sich an dem Anblicke derselben. Die Kinder sahen entzükt durchs Fenster, und es wurde des Bewunderns und Rühmens kein Ende. Das ist ein herrlicher Prospekt! riefen sie zu wiederhohlten Mahlen.

Frau Beata, die überhaupt eine große Verehrerinn der Natur war, stimmte in das laute Lob der Kinder mit ein, und sagte zu ihrem Gemahl: „Es ist wahr, du hättest für unsre Augen und für unsern Geschmack nicht besser sorgen können! Das ist eine köstliche Aussicht! Wirklich eine schöne Gegend ist mehr werth, als der prächtigste Pallast in einer vermauerten Stadt. Wenn man sich irgendwo anbaut, oder niederläßt: so sollte man immer darauf

sehen,

„Wo sollen wir uns denn aber waschen?“ fragte Siegfried; „ich sehe nirgends ein Waschbecken.“

Das will ich euch gleich zeigen, antwortete der Vater, kommt nur mit mir. Sie gingen hinaus, und Herr Brav führte sie zu einem Springbrunnen, der im Hofe stand. Hier wollen wir uns das ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter, waschen, sagte er. Blos Jettchen soll in den kalten Jahrszeiten eine Ausnahme machen; Mädchen können nicht so viel vertragen als Knaben; aber es versteht sich, daß sie sich immer mit kaltem Wasser wäscht.

Henriette lächelte und sprach: Wenn es der Vater gern sähe, so wollte ichs wohl mit den Knaben aufnehmen.

Nur nicht zu viel gewagt, Schwesterchen! erwiederte Siegfried! Mädchen müssen hübsch bescheiden seyn; die Heldenrolle steht ihnen nicht zum Besten an.

Jettchen gab ihm aus schwesterlicher Liebe einen sanften Backenstreich, und sprang davon.

Jetzt

Jetzo war man mit dem Waschen und dem Abtrocknen der Gesichter fertig. Die Knaben wollten nach dem Hut, und Henriette nach den Handschuhen greifen. Halt! rief der Vater; die Hüte bleiben in der Kammer, und die Handschuhe in dem Schranke.

Die Kinder machten große Augen, und wußten nicht, was sie dazu denken sollten.

Ihr scheint euch zu verwundern, fuhr der Vater fort. Ich will euch das Räthsel lösen. Ich habe in einem Buche gelesen, daß vor Alters eine große Schlacht zwischen zwey Heeren geliefert wurde. Von beyden Seiten fielen mehrere tausend Soldaten. Ihre Leichname blieben liegen, und verfaulten nach und nach. Nach einiger Zeit kam man auf das Schlachtfeld, und machte die auffallende Bemerkung, daß manche Hirnschädel noch fest und schwer zu zerschlagen, andere aber so mürbe wären, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben konnte. Die Aerzte untersuchten die Sache, und wißt ihr wohl, was die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung war? — Die Soldaten des einen Heeres waren gar verzärtelte Leute, die sich nicht gern der frischen, nervenstärkenden

Luft

Luft aussetzten, und ihre Köpfe beständig mit warmen Mützen bedeckten; daher waren ihre Hirnschädel von so schlechter Beschaffenheit. Die Soldaten des andern Heeres aber waren auch ganz andere Menschen! wahre Männer, die dem rauhen Schneegestöber und dem heulenden Regensturm eine offne Brust entgegenstellten, und ihre Köpfe nie bedeckten; daher ihre starken Hirnschädel von fester, dauerhafter Beschaffenheit. Seht, lieben Kinder! die Ursache, warum ich wünsche, daß ihr in Zukunft euern Körper so wenig als möglich gegen die stärkende frische Luft verhüllt. In der Stadt kann man dieses nicht füglich thun. Es würde dort z. B. sehr übel ausgelegt werden, und auch wirklich unschicklich seyn, wenn man ohne Hut einherginge, indeß andere ihr Haupt bedecken; das Gelindeste, was uns dann widerführe, wäre wohl dieses, daß man uns Sonderlinge nennen würde. Aber auf dem Lande kann man schon mehr seiner eigenen Ueberzeugung gemäß handeln. Es fällt hier nicht so sehr auf, und wenn man auch hie und da getadelt wird: so verwandelt sich doch bald gewöhnlich der Tadel in Lob und Nachahmung, wenn die Leute durch Erfahrung überzeugt werden, daß das, was wir thun, doch nicht so albern

sey,

sey, als sie anfangs glaubten. Die berühmtesten Aerzte glauben jetzt fast allgemein, daß es gut sey, wenn man seinen Körper nur leicht kleidet, und Brust, Hals und Kopf ganz nicht bedeckt. Aus diesem Grunde könnt ihr eure Hüte ruhig hängen lassen. Wenn wir einmahl die Stadt oder einen andern Ort besuchen, dann wollen wir sie wieder hervornehmen. Und du, Henriettchen, stecke nur immer deine Handschuhe ins Schränkchen; wozu die Hand damit bedecken? —

Die Kinder thaten, was der Vater wünschte.

Aber was werden meine jungen Leser dazu denken? Vielleicht hüllt noch mancher von ihnen sein Köpfchen in ein hübsch warmes Mützchen? oder seine zarten Händchen in wohl gefütterte Handschuhe; vielleicht erwärmt auch noch mancher seine schwache Brust mit einem Brustpelze? Und sollte wohl keiner eine Scheu gegen kaltes Brunnenwasser haben, und sich nur gern im warmen oder lauichen Wasser waschen? Ey! mit der Verzärtelung! Wasche sich doch jeder Knabe, der Herz hat, beym Brunnen oder in einem Bache; werfe doch jeder Brust-

pelz

pelz und Handschuhe weg, und der eine Pelzmütze hat, setze sie nicht mehr auf; sondern lasse sie lieber von den Mäusen zernagen. Die Pelzmützen sind nur für Apotheker von Nutzen. Ihr versteht mich doch? Mancher Ausschlag, mancher Husten, manche Unpäßlichkeit, manche Krankheit würde nicht seyn, wenn die garstigen Pelzmützen nicht wären. Wenn ihr ganz mit unbedecktem Kopf gehen könnt, so thut es doch.

„Wie, mit unbedecktem Kopf?“ wird vielleicht einer und der andere ausrufen, „du giebst uns einen schönen Rath. Keine gesittete Nation geht ohne Hut. Und kannst du uns denn ein einziges Beyspiel von einer größern Gesellschaft anführen, wo man von Hüten nichts wüßte, und sich dabey viel gesünder als andere Menschen befände?“ —

Triumphirt nur nicht, lieben Freunde! Um euch zu überführen, daß das angerathene Gesundheitsmittelchen probat sey, könnte ich euch mein eigenes Beyspiel anführen, wenn es nicht Unbescheidenheit wäre, von sich selbst zu sprechen. Aber ich kann euch allerdings auch eine ansehnliche Gesellschaft nennen, die wenig oder

oder nichts von Hüten weiß, und sich dabey ungemein wohl befindet. Ihr habt doch schon manche von den Salzmannischen Schriften gelesen, oder von dem Salzmannischen Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal gehört? Die Anzahl der Schnepfenthäler Zöglinge beläuft sich gegenwärtig auf mehr als funfzig; und die der männlichen Lehrer ist auch nicht klein. Diese Personen, zwey oder drey ausgenommen, die zuweilen ihren Kopf bedecken, wenn sie ausgehen, tragen Jahr aus Jahr ein keinen Hut, es sey denn, daß eine Reise gemacht wird. Unter den Zöglingen befinden sich mehrere kleine Männerchen.

„Diese wird man doch nicht ohne Mützchen gehen lassen?“

Man läßt sie wirklich so gehen; ihr Kopf ist immer unbedeckt, ihre Brust offen, und ihr Körper leicht bekleidet. Die Folge davon ist, daß jedes Männchen — wie ein Fisch gesund ist. Zöglinge und Lehrer waschen sich am Springbrunnen, der vor dem Institutsgebäude steht, wissen von keinen Pelzen, Pelzmützen, Brustpelzen, gewärmten Backsteinen u. s. w. Der einstige, nun verstorbene Pflegvater, Salz-

mann, that dasselbe, und badete sich noch obendrein wöchentlich ein Mahl in — kaltem Wasser auf der Stube.

„Da werden wohl schon viele gekränkelt haben, und vielleicht schon mancher zu Grabe getragen worden seyn?“

Ihr irrt euch; der Apotheker hat von Schnepfenthal noch äußerst wenig, und der Todtengräber fast noch gar keinen Verdienst gezogen, obgleich die Anstalt schon über dreyßig Jahre steht.

Aber wir vergessen ja ganz die Bravsche Familie. Wir wollen sie nicht mehr im Gutshause, sondern auf einem Hügel suchen. Sie bestieg diesen, um die ganze Gegend um Rosenthal übersehen zu können.

Das war ein herrlicher Anblick! Stellt euch einen Strich Landes vor, auf dem Hügel, Thäler und Flächen, verschiedene Farben, Licht und Schatten, harmonisch abwechseln. Hier prangen grüne, beblümte Wiesen, dort fruchtbare Kornfelder, auf denen das Getreide vom Winde bewegt und gleichsam gejagt wird; hier

und

und da liegt ein schattiges Laubwäldchen; dort fließen kleine Bäche, die mit Saalweiden und Erlen, auf denen niedliche Zeischen hängen, umsäumt sind; überall blickt menschliche Geschäftigkeit, menschliche Geschicklichkeit und Verstand hervor; Lerchen flattern hoch in der Luft, und trillern ihr Lied; gefiederte Sänger machen die Wälder lebendig, und zu einem Concertsaale, und rund umgeben mit schönen Wiesen, kleinen Hügeln und Gesträuchen, ragt das stille Dörfchen Rosenthal zwischen fruchtbaren Birn- Aepfel- Kirsch- und Pflaumenbäumen hervor; von weitem sieht man nur etwas die Gipfel der Häuser, und ein Drittel vom spitzigen Thurme des Dorfes hervorgucken; südwärts erblickt man Grünthal, und in großer Entfernung drey verfallene Schlösser, die jetzt nur von — Eulen bewohnt werden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Anblick auf die Bravsche Familie einen tiefen Eindruck machen mußte. Herr Brav vergaß alle Sorgen; denn wer könnte diese wohl mitten im Schooße einer schönen Natur haben? Das Bild einer schönen Gegend erfüllt so ganz die Seele des Naturfreundes, daß auch die kleinste Sor-

ge keinen Platz mehr darin findet. Daher kann der geängstete, gestörte, sorgenvolle Redliche nirgends so viel Trost, Ruhe, Heiterkeit und Hoffnung finden, als im Tempel der Natur; denn dieser ist zugleich der erhabenste Tempel der Gottheit!

Gestärkt, und zum Vertrauen auf die menschliche Kraft ermuntert, verließ die Bravsche Familie den Hügel, und nahm ihren Rückweg nach dem Gutshause. Auf einem steinigen Acker fand man einen thätigen Landmann, der sehr beschäftigt war die Steine zusammen zu lesen, und sie vom Acker zu schaffen. Herr Brav ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, und erfuhr, daß dieser Acker vorhin ein unbebauter, steiniger Platz gewesen sey; daß er ihn um einen geringen Preis gekauft, und nun schon so weit gebracht habe, daß er ihn im dießjährigen Herbste werde besäen können.

Wem gehört denn dieses schöne Korn hier? fragte Herr Brav.

Es gehört mir, antwortete der Landmann. Diese zwey Aecker, auf denen das Getreide, besonders das Korn, gut geräth, waren vor einigen

nigen Jahren auch unbebaute Plätze; aber da ich sie mit allem Fleiße von den Steinen reinigte, die Kieselerde mit Tonerde vermischte, gut bearbeitete und düngte, so hab' ich nun alle Jahre die Freude, das schönste Getreide darauf zu sehen.

Schön! dachte Herr Brav bey sich. Abermahls ein Beyspiel, daß der Mensch, wenn er nur den guten Willen hat, und seinen Verstand und seine Kräfte anwendet, viel thun, und ein wüstes Land in fruchtbare Fluren verwandeln kann! Wer nur seine Kräfte, und die Kräfte der Natur kennt, der darf nie verzweifeln.

Man sagte dem fleißigen Landmanne ein herzliches Adjeu! und ging immer dem Gutshause zu. Herr Brav zeigte seiner Familie die Aecker und Wiesen, die zur neuen Wohnung gehörten, und man freute sich über das schöne Getreide, welches auf den erstern, und über das fette Gras, welches auf den letztern stand. Aber lieber Vater! sagte Siegfried, wozu wird uns das Gras dienen?

Vater. Weißt du denn nicht, wozu man das Gras braucht?

Sieg-

Siegfried. O ja, man gibt es Kühen, Ochsen, Pferden, Schafen, Ziegen und Widdern zu fressen. Aber wir haben keine Kühe, keine Ochsen, keine Pferde, keine Schafe u. s. w.

Vater. Dazu kann Rath geschafft werden. Was wir jetzt nicht haben, können wir uns ja einmahl anschaffen.

Henriette. O das wäre allerliebst, Vater! wenn du solche Thierchen kauftest.

Siegfried. O das mußt du ja thun, lieber Vater! Das gäbe eine Lust. Nicht wahr, Mutter? Das fehlt uns noch. Christian, gelt, du wünschest auch, daß wir Kühe, Schäfchen, und dergleichen Thiere ins Haus bekämen?

Christian. Ich hab' sie recht gern, diese Thiere.

Vater. (lächelnd) Nur Geduld, lieben Kinder! was noch nicht da ist, kann kommen. Laßt mich nur sorgen.

Jetzt waren sie im Gutshause angekommen. Hast du nichts gehört? sagte Christian

zu

zu Stegfried; mich däucht es blökte was. Man spitzte die Ohren, und hörte ganz deutlich: Mäh! mäh! schreyen.

Osmunda sprang davon, und lief mit einem hau! hau! einem Stalle zu. Die Gesellschaft folgte ihm; man öffnete die Stallthüre, und — o welch' eine Freude! die Kinder, die vorausgesprungen waren, erblickten drey niedliche Lämmer. Ach! Vater! Mutter! kommt hurtig! hurtig! niedliche Thierchen! So riefen sie durch einander.

Die Eltern staunten nicht wenig über diese Erscheinung. Marthchen (Bravs Dienstmagd) ward herbeygerufen, und befragt, wie die Lämmer hierher gekommen wären?

Ich hab' es Ihnen bis jetzt noch nicht sagen können, antwortete sie. Der Fuhrmann, der Sie gestern hierher brachte, hat die Lämmer in den Stall gethan, und mich gebeten, Ihnen erst heute davon zu sagen. Er setzte zwar hinzu, ich sollte es verheimlichen, daß er die Thiere hinein gethan habe; aber ich sehe nicht ein, warum ichs Ihnen nicht sagen soll.

O du redlicher, trefflicher Mann! rief Herr Brav gerührt aus, und seine Frau und die Kinder waren nicht minder bewegt. Ach die niedlichen Thierchen! sprachen die Kinder, streichelten die muntern Lämmer, und trugen sie hüpfend in die Stube. Das war eine Freude! Aber wem sollten nun eigentlich die Lämmer gehören? Die Kinder wünschten sie, und der Vater gewährte ihren Wunsch. Sie sollen euer seyn, sagte er, und Jettchen, Siegfried und Christian klatschten in die Hände, und riefen frohlockend: Sie sind unser! sie sind unser! Der Vater vertheilte sie. Henriette erhielt das ganz weiße, Siegfried das schwarzgefleckte, und Christian das schwarze mit einem weißen Streifen um den Hals. Jedes bekam einen Nahmen. Das eine wurde Mätzchen, das andere Hänschen, und das dritte Pippchen genannt. Henriette verfertigte für jedes ein Halsband; Mätzchen erhielt ein blaues, Hänschen ein grünes, und Pippchen ein rothes. Weiterhin kaufte man drey kleine Glöckchen, und befestigte sie an die Halsbänder.

Nun habt ihr schon eine kleine Wirthschaft, sprach der Vater zu den Kindern. Aber glaubt,

glaubt ihr denn, daß eure Lämmer ohne Futter leben können?

Ey! das nicht! sagte Jettchen, sie müssen Gras und Heu zu fressen bekommen.

Aber woher werdet ihr das Heu oder das Gras hernehmen? fragte der Vater.

Die Kinder sahen sich einander an, und schwiegen.

Ich will euch aus der Verlegenheit helfen, sagte Herr Brav. Jedes von euch soll ein Stückchen Wiese erhalten. Dieses Stückchen Wiese bleibt euch ganz überlassen. Den Dünger, den ihr von den Lämmern bekommt, könnt ihr auf eure Ländereyen führen, und dadurch das Erdreich immer mehr und mehr verbessern. Gras mähet ihr selbst ab, rechet es zusammen, führt es ein, und bewahret es auf den Winter. Hänschen, Mätzchen und Pippchen dürfen dann nicht hungern.

Die Kinder wußten vor Freude nicht, was sie anfangen sollten; sie herzten und küßten Vater und Mutter, streichelten die Lämmer, spran-

sprangen in der Stube herum, und als das Frühstück, welches in Butterbrod bestand, aufgetragen wurde, hatten sie nicht den mindesten Appetit.

Herr Brav machte noch an demselben Tage eine Stundenordnung. Acht Stunden wurden zum Schlaf, fünf zur Bildung des Geistes, sechs zu körperlichen Arbeiten, und fünf zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, und zur Erhohlung bestimmt. Auf diese Ordnung hielt Herr Brav sehr strenge: sie dauerte den ganzen Sommer und Herbst hindurch, und nur im Winter litt sie eine Veränderung. Auf die Bildung des Geistes wurden jetzt mehr Stunden verwendet.

Herr Brav vergrößerte immer seine Wirthschaft. Er kaufte sich Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen und Schafe. Da er ein nachdenkender Mann war, so gelang es ihm, seine Ländereyen so zu verbessern, daß sie ihm drey Mahl mehr Nutzen brachten, als dem vorigen Besitzer.

Um die Einwohner des Dörfchens Rosenthal und der umliegenden Flecken erwarb Herr Brav sich viele Verdienste. Anfangs spotteten ihn man-

manche aus, weil er auf eine neue Art seine Aecker, Wiesen und Gärten bestellte; aber da man sah, daß ihm alles glückte, und daß auf seinen Aeckern das schönste Getreide, auf seinen Wiesen das beste Gras, und in seinem Garten das schmackhafteste Obst wuchs; so änderte man seinen Sinn und dachte bey sich: der Mann ist doch gescheid.

Diejenigen, die ihn vorher auslachten, kamen nun zu Herrn Brav und fragten ihn: wie er es denn anfange, daß ihm alles so gut von statten gehe?

Da lächelte er und sprach: Das will ich euch sagen, lieben Leute! Wenn ich etwas anfangen will, so erkundige ich mich zuerst, wie es wohl meine Voreltern gemacht haben; denn gegen sie habe ich einen großen Respekt. Aber dabey bleib' ich denn freylich nicht stehen. Deine Voreltern waren Menschen, denk' ich, und als Menschen konnten sie sich irren. Dann leben jetzt auch so viele verständige Leute, die tragen ja auch einen Kopf, und deswegen muß man Respekt vor ihnen haben. Ich frage daher hübsch nach, wie wohl diese jetzt lebende Menschen dieses und jenes an-

stalt, machte Reisen in verschiedene Länder, legte sich vorzüglich auf Oekonomie, und lebt nun auf dem Gute seines Vaters mit seiner guten Mutter zufrieden und glücklich. Jeder, der ihn kennt, sagt: Siegfried ist seines Vaters würdig!

Henriette ist an den Prediger des Dörfchens Rosenthal verheirathet, und besitzt die Eigenschaften ihrer Mutter. Ihr Herz ist ganz für stille, häusliche Freuden geschaffen, und diese blühen in ihrem Hause, wie goldne Orangen auf dem glücklichen Boden Italiens.

Herr Brav starb in seinem siebzigsten Jahre. Achtzigjährige Greise erzählen noch viel von ihm. In seinem Testamente vermachte er der Dorfschule tausend, und dem Armenhause in der Stadt, wo er einst Kammerrath war, zweytausend Thaler. In dem Hintergrunde des Obstgartens, westlich, stehen zwey Ulmen; unter ihnen liegt er begraben. Ein einfacher Stein hebt sich über dem Hügel, worunter er liegt, empor, und bloß die wenigen Worte liest man, eingegraben auf diesem Steine: Eduard Brav schlummert hier.

Der

Der Schlummernde ruht sanft; im Frühling und Sommer setzt sich auf die Ulmen eine Nachtigall, und singt in nächtlicher Stille ihr wehmüthiges Lied; dann und wann erscheinen auch die Kinder bey der Ruhestätte des Vaters, umwinden das Denkmahl mit Blumenkränzen, ergreifen dann ihre Hände, weinen dem Entschlafenen eine Thräne des Danks, und fragen sich leise: Wann sehen wir ihn wieder, den guten Vater? —

Des armen Adolphs Wanderung.

Liebe Mutter! liebe Mutter!
Rief Luischen athemlos,
Nur ein Stückchen Brot und Butter!
Ach! Das Elend ist gar groß!

Hinter unsrer Ziegelhütte
Liegt ein Knabe nah dem Tod'!
O erfülle meine Bitte:
Gib mir Butter, gib mir Brot!

„Kind, hier hast du Brot und Butter,
„Nimm auch dieses Stückchen Geld."
Also sprach die gute Mutter,
Und Luischen sprang ins Feld.

Ach! ein armer kleiner Knabe
Lag hier wimmernd auf der Erd':
Seine Kleidung, seine Habe
War wohl keinen Thaler werth.

Adolph —

Adolph — dieſes war ſein Nahme —
Kam aus einem fremden Land,
Wo er oft gebeugt vom Grame
Auf des Vaters Grabe ſtand.

Seine guten Eltern ſtarben
Schon in ſeinem achten Jahr',
Und er mußte hungern, darben,
Wohl ein volles halbes Jahr;

Munterkeit und Kräfte ſchwanden,
Wenig war's, was man ihm gab,
Oft war ſelbſt nicht Brot vorhanden,
Und er wünſchte ſich ins Grab.

Doch an der Verzweiflung Rande
Fiel ihm der Gedanke bey,
Daß in einem fremden Lande
Seines Vaters Bruder ſey.

„Dahin, dahin will ich wandern!"
Rief er muthvoll und erfreut;
„Dahin und zu keinem andern
„Will ich gehn, und das noch heut'!"

Haſtig nimmt er ſeine Habe,
Wandelt über Berg und Flur,
Und verzehrt ſo manche Gabe
In dem Schooße der Natur.

Nirgends will der Wandrer weilen,
Will nur bald den Onkel sehn; —
So verschwanden zwanzig Meilen;
Doch, nun kann er kaum noch gehn.

Müd' und traurig schleicht der Arme
Durch ein ödes, finstres Thal,
Matt vor Angst und blaß vom Harme,
Leidet er die größte Quaal.

Keine Stadt und keine Hütte
Sieht sein Aug', das schüchtern blickt,
Unerhöret bleibt die Bitte,
Die er schwach gen Himmel schickt.

Ach! er irrt und irret lange
Tiefer in das Thal hinein;
Seinem Herzen wird es bange;
Denn er war ja ganz allein.

Vier und zwanzig bange Stunden
Dauerten des Armen Quaal,
Bis er einen Weg gefunden
In dem schauerlichen Thal.

Endlich sieht er Häuser stehen,
Eilt der Ziegelhütte zu;
Doch hier kann er nicht mehr gehen,
Und er sinkt in süße Ruh.

Abgezehrt, in schlechtem Kleide,
Findet hier Luischen ihn,
Sie, der Eltern größte Freude,
Und der Armen Trösterinn.

Mitleidsvoll weckt sie den Knaben,
Brot und Butter in der Hand;
„Willst du dich ein wenig laben?“
Spricht sie, und der Knabe stand

Auf von seinem harten Lager,
Dankt ihr für das Butterbrot!
„Ach! so schwach, seufzt sie, so hager
„Ist wohl kaum der böse Tod!“

Herrlich schmeckt ihm Brot und Butter,
Und Luischen, die ihn hält,
Spricht: „Hier schickt dir meine Mutter
Auch ein kleines Stückchen Geld.“

Herzensdank — dir, gutes Mädchen!
Stammelte der Knabe leis',
Fänd' ich, fänd' ich nur das Städtchen,
Jenen Ort, wohin ich reis'.

„Armer Junge! geh' nicht weiter,“
Spricht die holde Retterinn,
„Wag es nicht und sey gescheidter,
„Komm' zu meiner Mutter hin.“

Traurig blickt er in die Weite
Nach genoßnem Morgenschmaus,
Schwankt dann an Luischens Seite
In ihr väterliches Haus.

Hier macht man ein Bett zurechte,
Und der Müde schläft sanft ein;
Konnt' er doch zwey ganzer Nächte
Sich der Ruhe nicht erfreun.

Und Luischen kehrte fröhlich
Zu dem kleinen Spinnerad,
Ach! wie fühlt sie sich so selig
Nach der liebevollen That.

Endlich wachet aus dem Schlummer
Froh der kleine Wandersmann,
Ohne Thränen, ohne Kummer
Blicket er Luischen an.

Reine Wäsche, gute Kleider
Sieht der Frohe neben sich,
Dankt für Hemden, dankt für Kleider
Freudenvoll und inniglich.

Dann erzählt er die Geschichte
Seiner Reise, härchenklein;
Heiterer wird sein Gesichte
Als er sprach: Ich will nach Hayn.

Wie? nach Hayn? versetzten alle;
„Ja, zu meinem Onkel Fritz!“
Und betroffen springen alle,
Alle auf von ihrem Sitz'.

Und Luischens Vater fragte:
Heißt dein Onkel Biedermann?
„Biedermann! getroffen!“ sagte
Adolph drauf und sah ihn an.

O so komm' in meine Arme,
Rief des Mädchens Vater dann;
Komm', o Kleiner, und umarme
Deinen Onkel Biedermann!

An des alten Brust gesunken
Lag der kleine Wanderer,
Ueberrascht und freudetrunken
Standen alle um ihn her.

Nie vergaß man jene Stunde,
Wo der junge Biedermann
Von Luischen ward gefunden,
Wo sich Neff' und Onkel sahn.

Der erste May.

Weißt du denn, daß morgen der erste May ist? fragte der kleine Franz seine Schwester Lottchen.

Nein, das weiß ich nicht, antwortete diese. Also morgen wäre schon der erste May?

Ja freylich! versetzte der lustige Franz, klatschte in die Hände, und hüpfte vor Freude herum. Auch Lottchen freute sich, eilte zu ihrer Mutter und rief ihr entgegen: Liebe Mutter! morgen ist der erste May! —

Der erste May war für Franz und Lottchen ein gar festlicher Tag. Aber nicht nur sie, sondern noch viele andre Kinder sahen demselben mit Ungeduld entgegen, und waren froh, wenn er erschien.

Lott-

Lottchen und Franz hatten einen Hauslehrer, einen freundlichen, liebevollen Mann. Sie liebten ihn, wie ihren Vater, und er liebte sie wieder. Vieles lernten sie von ihm, und nahmen mit dankbarem Herzen jede Ermahnung an, die er ihnen ertheilte. Sie machten ihm durch ihre Aufführung viele Freude, und wenig Verdruß; nirgens befand er sich daher lieber, als in ihrer Gesellschaft.

Herr Wertheim — so hieß der glückliche Lehrer — war ein großer Freund von Familienfesten; und seine Zöglinge befanden sich wohl dabey. Oft, wenn sie sichs nicht versahen, kündigte er ihnen ein unerwartetes Vergnügen an, und machte ihnen ein kleines, artiges Späßchen. Das gefiel denn den Kindern außerordentlich, und der Lehrer konnte sich darüber auch herzlich freuen. Man hatte sich genau die Mienen gemerkt, die er zu machen pflegte, wenn er seinen lieben Schülern eine Freude bereitete. Kam nun diese Miene zum Vorschein, lächelte der Kinderfreund heimlich und sah er die Kleinen mit einem vielsagenden, freundlichen Blick an, so schmunzelten sie dann gewöhnlich, und sagten sich ins Ohr: Herr Wertheim will gewiß wieder ein Späßchen machen. Dabey warfen

sen sie einen verstohlnen Blick auf den lächelnden Lehrer, und gaben ihm durch schalkhafte Zeichen zu verstehen, daß sie wohl wüßten, was er im Sinne führe.

Herr Wertheim besuchte mit seinen Kindern täglich die schöne Natur; sie sprangen auf den Wiesen, erkletterten Berge, wandelten froh und zufrieden durch stille Thäler, lauschten in schattigen Wäldern dem harmonischen Gesange muntrer Vögel, und wenn sie auf dem Gipfel eines schönen Hügels standen, stimmten sie öfters ein frohes Lied an und sangen:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Aber einer der liebsten Tage im ganzen Jahre war ihnen der erste May. An diesem Tage machte Herr Wertheim allezeit ein Späßchen, und immer ein gar herrliches, oder wie die Kinder es nannten, ein Hauptspäßchen. Man verließ gewöhnlich des Morgens das Haus und kehrte in dasselbe erst spät Abends zurück. Der Tag wurde freundschaftlich und angenehm in einem

einem Dörfchen, oder unter freyem Himmel verlebt. Daher die Freude, die Lottchen empfand, als Franz ihr die frohe Nachricht verkündigte, daß morgen der erste May sey.

Willst du es denn nicht auch unsern Freunden sagen, daß morgen ein festlicher Tag für uns ist? sprach sie zu ihrem Bruder.

O ja, antwortete Franz, ich will gleich zu ihnen hinspringen, wenn Mutter mir es erlaubt. Ha! wie werden sich die freuen! Karl, Wilhelm, Leopold, Christinchen und Hannchen; o wie werden die sich freuen! Sie kommen gewiß mit, wenn wir ausgehen.

Franz ging nun zur Mutter und bat sie, ihm zu erlauben, daß er seine Freunde auf einige Minuten besuchen und ihnen melden dürfte, was morgen für ein Tag sey. Die Mutter erfüllte seine Bitte.

Franz eilte zu den Freunden und verursachte durch die Nachricht, die er ihnen brachte, eine allgemeine Freude.

Als Wertheim in die Stube trat, sprangen ihm Lottchen und Franz frohlockend entgegen,

gegen, schmiegten sich an ihn und fragten: ob er wohl wisse, was morgen für ein Tag wäre?

Der Lehrer lächelte.

Wir wissen es wohl, sagte der kleine Franz, und freuen uns gar sehr darüber.

Ja, ja, bester Herr Wertheim, versetzte Lottchen, wir wissen es wohl; es ist der erste May, und Sie machen uns gewiß wieder ein Spaßchen.

Ihr wünscht es also? sagte der Lehrer.

O ja! o ja! antworteten die Kinder.

Ich bin auch eben aus dieser Ursache gekommen, versetzte Herr Wertheim, um es euch anzukündigen, daß euer Wunsch erfüllt werden soll. Ich habe bereits mit Herrn Goldbach und Dietrich gesprochen, und sie auf den morgenden Tag zur Theilnahme an unserm Vergnügen eingeladen. Sie werden kommen und unsre Freuden vermehren helfen. Ihre Zöglinge, eure kleinen Freunde, bringen sie auch mit.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie entzückt Lottchen und Franz über diese erwünschte Nachricht waren. Abends kamen sie mit ihren Freunden, Karl, Wilhelm, Leopold, Christinchen und Hannchen zusammen, und berathschlagten, wie sie den morgenden Tag in Liebe und Freundschaft mit einander verleben wollten. Es soll ein herrlicher, freudenreicher, göttlicher Tag seyn! sagten alle, und verabredeten heimlich gar mancherley.

Mit Anbruch des ersten May's hatte sich alles, was an den beschlossenen Freuden des Tages Theil nehmen sollte, auf Herrn Wertheims Stube versammelt. Der östliche Himmel röthete sich, und schien bald in einem Feuermeere zu schwimmen. Die Gesellschaft verließ die Stube, und eilte vergnügt durchs große Stadtthor in den erhabenen Tempel der Natur. Ein frischer Thau flimmerte auf Wiesen, die mit einem neuen, sanften Grüne bekleidet waren; der heitre, durch kein Wölkchen betrübte Himmel lächelte freundlich; und die liebliche Morgenröthe durchschimmerte sanft dichte, zitternde Zweige. Die Herzen der Wandelnden hoben sich, ein geheimer, wohlthuender Schauer durchdrang ihre Glieder, die Hand in Hand Gehen-

henden schlossen sich fester an einander und lispelten leise: Ein schöner Morgen!

So waren sie unvermerkt auf einen anmuthigen Hügel gekommen. Himmel! welch' ein herrlicher Anblick! Vor ihnen lagen schöne Fluren ausgebreitet, durch die sich mehrere Bäche und ein großer Fluß hinschlängelten; hier und da lag ein dunkler Hain, und viele Dörfer ragten unter fruchtbaren Obstbäumen hervor; an der einen Seite standen Weingebirge, auf denen die zerstreut liegenden Lusthäuser sich allerliebst ausnahmen, und an der andern Seite prangte ein Theil der Stadt und ein altes merkwürdiges schönes Schloß, zu welchem eine schöne Doppelallee von italienischen Pappeln hinführte.

Majestätisch hob sich die Sonne empor, und ihre Strahlen spiegelten sich in silbernen Thautropfen; es schien, als wären die verjüngten Fluren mit blinkenden Diamanten besetzt; lieblich anzusehen war der schöne Wechsel des Schattens und Lichts, und die Pracht, welche die alles belebende Sonne über die Erde ausgegossen hatte.

Voll der stillsten, tiefsten Bewunderung stand die Gesellschaft auf dem Gipfel des Hügels, wohl zehn Minuten lang; alles schwieg, denn niemand getraute sich mit Worten auszudrücken, was er fühlte; nur einige Mahl entstiegen der vollen Brust leise die Worte: o welch' ein göttlicher Morgen!

Sanft bewegt, wendete man sich von diesem schönen Schauspiele, und ging vom Hügel hinab, einem Thale zu, welches wohl das schönste in der Gegend war. Ergriffen von den Schönheiten der Natur, stimmte die Gesellschaft das liebliche Lied an:

Süße, heilige Natur!
Laß mich gehn auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin:
Sink' ich dir an Busen hin;
Athme süße Himmelsluft,
Hängend an der Mutterbrust.

Ach wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Man

Man kam endlich in einer einsam stehenden Mühle an, die von einem Bache getrieben wurde, der von einem kleinen steilen Berge herabrauschte, und ein schönes Schauspiel verursachte. Grünende Wiesen, ein Paar wohleingerichtete Gärten, Alleen und Lauben von der Natur gebildet, und einige Hügel umgaben die Mühle, welche eine grundehrliche, genügsame Familie bewohnte. Hier wurde Halt gemacht, und Wertheim erklärte der Gesellschaft, daß man den heutigen Tag auf diesem anmuthigen Platze in Liebe und Freundschaft verleben wolle.

Alle freuten sich darüber, und dem redlichen Müller wurde durch Leopold angekündigt, daß die ganze Gesellschaft sich für heute bey ihm zu Gaste bitte. Der gute Mann machte ein recht aufrichtig freundliches Gesicht dazu, verließ sogleich die Stube, und kam zu den Uebrigen, die sich vor der Mühle auf eine lange, steinerne Bank unter zwey vieläſtigen Linden niedergesetzt hatten. Treuherzig bot er allen die Hand und sagte: So kommen Sie doch herein in meine Stube. Sie ist zwar klein, und ich habe jetzt allerhand drinnen liegen, Holz, Keulen, Schnitzbank, Mehlbeutel und noch andre Sachen, die zu meinem Handwerke gehören. Aber

Aber das ist nun einmahl bey unser einem nicht anders. Doch will ich zusehn, daß ich einen Theil davon herausschaffe, und Ihnen Platz mache. Es freut mich, daß Sie mich besuchen, wirklich es freut mich. Wollen sie etwa, daß ich einheize — —

Goldbach. Bewahre, guter Mann! nicht einheizen, auch nichts aus der Stube schaffen. Wir wollen uns in der Stube herumtummeln, die uns der liebe Gott gemacht hat; auf Ihren Wiesen, in den Gärten, auf den Bergen — —

Müller. Nun, nun, wie es Ihnen beliebt.

Wertheim. Wenn Sie uns etwas zu Gefallen thun wollen, so öffnen Sie uns den ersten Garten; wir werden wohl auch etwas zum Frühstücke bekommen?

Müller. Eine gute Milch; weiter wird nichts vorräthig seyn.

Wertheim. Schon gut. Bringen Sie nur die. Wir wollen sie auf der alten Tafel unter der Eiche genießen.

Der Garten wurde geöffnet, der Tisch besetzt, und das einfache Frühstück unter manchem lay freundschaftlichen Gesprächen mit großem Appetite verzehrt.

Nachdem man ein halbes Stündchen ausgeruht, geplaudert, gescherzt und gelacht hatte, that Herr Dietrich den Vorschlag, den nächsten Hügel zu besteigen, und in dem darauf liegenden Wäldchen einen Spaziergang zu machen.

Der Vorschlag ward mit Beyfall aufgenommen und sogleich ausgeführt. Die Mädchen griffen nach ihren niedlichen Strickkörbchen, die Knaben nach ihren Hüten. Und nun gings über den plätschernden Bach auf einen schmalen Pfad, der sich in schlangenförmigen Krümmungen durch Hecken und Gebüsche den steilen Berg hinanschlängelte. Manches Füßchen rutschte aus, und die Mädchen brachen oft in ein Angstgeschrei aus. Darüber zerlachten sich denn die lustigen Knaben gewaltig. Ihr Mädchen, sprach man, wäret recht geschickt, die Pyrenäen zu besteigen und auf die Gemsenjagd zu gehen.

Spottet uns nur nicht aus, sagte Hannchen; ihr Herrn Helden, gleitet ja selbst aus.

Geht

Gebt lieber Acht, daß euch nicht noch etwas ärgeres begegne.

„Da bekämt ihr Stoff und Veranlassung zu Klageliedern," erwiederte Leopold; „nicht wahr? Fürchtet nicht, wir wollen euch dieses Klagegesanges überheben, und wenn ihr, wie ich hoffe, ein Purzelbäumchen macht, so wollen wir nicht ängstlich schreyen, sondern euch nachspringen, euch halten und wieder auf die zarten Beinchen helfen. Das ist Männerart. Ihr Mädchen habt Worte, wir aber, merkt auf! wir haben — Thaten."

Kaum hatte der Spötter dieß ausgeredet, als er auf einen lockern Stein trat, auf die Kniee fiel, und — o weh! — von dem halberstiegenen Berge eine unsanfte Spazierfahrt bis an das Ufer des Baches machte.

Die angstvollen Mädchen zitterten und machten eine klägliche Figur, denn sie befürchteten, der hinabgepurzelte Held werde Schaden genommen, sich zerstoßen, oder gar einen Arm oder ein Bein gebrochen haben.

Die Knaben aber trösteten sie und sprachen: Fürchtet nichts, unser einer weiß sich schon zu

helfen. Um Leopolden ist es uns nicht bange; der ist an dergleichen Späßchen schon gewöhnt; ist's doch nichts anders als eine lustige Schlittenfahrt.

Indem man so ängstlich that und tröstete, kam der wackere Leopold lachend, wie ein Steinbock, daher geklettert. Die Mädchen wurden ruhiger und Hannchen rief dem Helden lächelnd entgegen: Nun, Herr Ritter! wenn einmahl die Pyrenäen zu besteigen sind, so muß man sich wohl vor allen andern an Sie wenden.

Leopold wird dann wenigstens einen trefflichen Courier abgeben können, sagte Christinchen, und jede wußte etwas vorzubringen, was dem jungen Helden eine kleine Röthe ins Gesicht jagen mußte.

Lacht und spottet ihr nur immer zu, rief Leopold, ich verdiene alles nicht. Hannchen, die Lose, ist an meinem Falle schuld. Ich mußte doch die Spötterinn widerlegen.

„Widerlegen, aber dich nicht niederlegen," fiel ihm Hannchen ins Wort.

Leopold machte zu seiner Vertheidigung vorbringen, was er wollte, es half alles nichts; die Mädchen ließen es nicht gelten.

Scherzend und verwickelt in einen freundschaftlichen Streit, erreichte man die Spitze des Hügels, ehe man sichs versah. Die herrlichste Aussicht belohnte die Wanderer für die Mühe, die ihnen das Ersteigen desselben verursacht hatte, und für die Angst, welche die armen Mädchen leiden mußten. Freundlich winkte ihnen in einer kleinen Entfernung ein schönes Birkenwäldchen. Dahin wandelten sie Hand in Hand. Einige hüpften und sangen ein Liedchen, das Herr Dietrich aus dem Stegreif (wie man zu sagen pflegt) gemacht hatte:

Wir wallen hüpfend, groß und klein,
Auf sanftem Frühlingsgrün,
In einen schönen Birkenhain,
Wo blaue Veilchen blühn.

Sie sind der Wiesen schönste Zier,
Mehr werth als Silberglanz;
Die holden Veilchen pflücken wir,
Und binden sie zum Kranz.

Ein

Ein schimmernd Kränzchen ziert sein Haar
Die Jugend in dem Grün,
Drum hüpfet in den Birkenhain,
Wo blaue Veilchen blühn.

Nun hüpften alle, auch die Erwachsenen nicht ausgenommen, dem schönen Mädchen zu, und wiederhohlten die letzten Zeilen des Liedchens:

Wir hüpfen in den Birkenhain,
Wo blaue Veilchen blühn.

Man hatte den Birkenhain erreicht. Ach! wie schön sieht es hier aus, sprach Lottchen, ich wollte wir äßen hier unser Mittagsmahl. Alle wünschten auch die übrigen; aber Werthheim meinte, das Essen wäre nun einmahl in der Mühle bestellt, und dasselbe hierher zu bringen, ginge nicht füglich an. „Wenn euch das Plätzchen so sehr gefällt," sprach er, „so können wir hier ein Stündchen verweilen; ihr könnt Veilchen pflücken und Kränze winden, wir Erwachsenen wollen euch helfen."

Indem sie so mit einander sprachen, vernahmen sie in einer kleinen Entfernung eine

menschliche Stimme. Horcht, es ist ein Klagegesang, sagte Karl, und er hatte Recht. Aus einigen Zeilen, die man deutlich vernehmen konnte, erhellte, daß der Sänger ein Soldat seyn müsse, der über sein Geschick jammerte. Er sang nähmlich, wie Leopold gleich bemerkte, das Schubartsche Lied:

Mit jammervollem Blicke,
Von tausend Sorgen schwer,
Hink' ich an meiner Krücke
In weiter Welt umher.
u. s. w.

Der Gesang machte auf die Gesellschaft einen tiefen Eindruck, und erregte viel Mitleiden. Die Kinder baten, man möchte doch dem Orte näher gehen, von woher die klagende Stimme käme, und die Lehrer waren dazu gleich geneigt.

Man erreichte bald diesen Ort, und fand hier unter einer freystehenden Birke einen hingelagerten Krieger, aus dessen Mienen viel Ehrlichkeit und Geradheit, eine stille Traurigkeit und etwas Unmuth hervorblickte. Er war schlecht gekleidet, sein rechtes Bein krumm gebogen, und neben ihm lag eine Krücke.

Ein

Guten Morgen, lieber Wallhof, sagte in einem herzlichen Tone Herr Wertheim.

Guten Morgen! wiederhohlten die Umstehenden.

Der Soldat. Schönen Dank.

Wertheim. Er hat sich ziemlich schönes Plätzchen zu seinem Lager gewählt, guter Freund!

Der Soldat. Es ist Ihnen wohl nicht recht, daß ich das gethan habe?

Wertheim. Wie kommt er auf diesen Gedanken? Er traut mir wohl, wie ich sehe, nicht viel Gutes zu?

Der Soldat. Sie sind ein Mensch, und, wie ich sehe, gehören Sie unter die vornehmen Leute.

Wertheim. Er scheint sehr gegen die Menschen, vorzüglich gegen die Vornehmen eingenommen zu seyn.

Sol-

Soldat. Und das mit Recht.

Wertheim. Wie so, lieber Mann?

Soldat. Weil die meisten Menschen, besonders die Vornehmen und Reichen, hartherzige Leute sind.

Christinchen. Nicht doch, guter Freund! es giebt gewiß viele brave, freundliche Menschen. Seh' er uns doch nur recht an; sind wir denn auch hartherzig?

Soldat. (etwas freundlicher) Vielleicht ist Mamsellchen nicht hartherzig.

Christinchen. Warum denn nur vielleicht? Ich bin nicht hartherzig, das kann er mir glauben; und alle, die er hier sieht, sind es auch nicht; haben wir doch bey seinem Gesange manche Thräne vergossen.

Soldaten. (gerührt) Beynahe Thränen vergossen? Sie wären also auf meiner mühseligen Reise fast die ersten, die Mitleiden mit mir fühlen. Schon ein Vierteljahr hinl' ich im Lande herum, und noch hab' ich außer Ihnen

[illegible]

Soldat. Sie werden wohl darum thun, lieber junger Herr! Es ist wohl wahr, man muß sich seines Vaterlandes annehmen, wenn es in Gefahr ist. Aber das ist nicht immer der Fall. Der brave Soldat möchte oft blutige Thränen vergießen, wenn er gezwungen ist, auf seine Brüder, die, wie er, unschuldig und oft die besten Menschen von der Welt sind, loszuschießen und sie niederzumetzeln. Ich könnte ihr von Geschichten erzählen, bey welchen Sie schreyen würden. Endlich kömmt endlich heraus! Man wird zum Krüppel geschossen oder gehauen, ist zu keiner Arbeit mehr geschickt, und muß nun sein Brot kümmerlich erbetteln. Auch da sind die Menschen noch so unbarmherzig, und begegnen einem mit Verachtung, verschließen dem armen Invaliden die Thür, und werfen ihm ein elendes Almosen hin, das kaum hinreicht, sein kummervolles Leben kärglich zu fristen.

Lottchen. Seine Frau und die Kinder werden wohl erschrocken seyn, als sie ihn so übel zugerichtet erblickten.

Soldat. Meiner Frau und meinen Kindern fehlt jetzt nichts (es tritt ihm eine Thräne ins Auge). Die sind wohl aufgehoben, besser als der Mann und Vater. Ach, ich habe sie nie wieder gesehn! Gott hat sie zu sich genommen. Schon oft hab' ich ihn gebeten, er möchte mich doch bald wieder in ihre Gesellschaft kommen lassen. Sie starben in der drückendsten Armuth.

Werthheim. Er ist zu bedauern, gute Mann! Aber es wird auch ihm einmahl die Stunde der Erlösung schlagen. Bis dahin trage er sein Leiden mit Geduld. Siehe er, wie die guten Kinder ihr Gesicht wegwenden, und ihm eine Thräne des Mitleids weinen?

Soldat. (gerührt) O ich seh' es, bester Herr! ich seh' es; und es wird mir leichter ums Herz. Glauben sie mir, auf meinem ganzen Wege hab' ich nicht so viel Theilnahme gefunden. Viele bittre Zähren sind mir entflossen, wenn ich sah, wie man mich abwies, ehe ich noch um ein Allmosen bat, wie man mich mit Verachtung, mit Gleichgültigkeit und Kälte aller Orten behandelte, und an meinem

Schick-

Schicksale nicht den mindesten Antheil nahm. Einen einzigen christlichgesinnten Christen hatte ich gestern auf dem Felde gefunden; der goß Balsam in meine Wunden. Es war sein Hirte, ich werde, so lang' ich lebe, mich dankbar an ihn erinnern. Gequält von einem großen Hunger, wankte ich halb ohnmächtig zu ihm hin. Da rief er mir entgegen: „Komm, Bruder, her zu mir, und setze dich neben mir nieder. Du bist unglücklich, das seh' ich. Hier will ich mir dir theilen, was ich habe. Laß dir die Milch schmecken; sie ist gut.“ Der brave Hirte labte mich mit seiner Milch, und ich schlummerte vor Müdigkeit in seinem Schooße ein. Ausgeschlafen wollte ich meinen Marsch weiter fortsetzen. Da ergriff er meine Hand und sagte: „Ich habe hier einen Vorrath von Tabak; nimm ihn hin; auch diese Pfeife sey dein. Es ist meine beste. Geld habe ich nicht viel, sieh', dieser Thaler ist mein ganzer Reichthum. Laß uns ihn theilen. — Doch du hast ihn ganz, Bruder! nimm ihn ganz hin! — Nur einen Groschen will ich davon nehmen. Es ist heute Freytag, und bald wird mein Knabe zurückkommen und den Groschen abholen, den er an jedem Freytage von mir bekommt. — Mein Niklas ist ein wackrer Junge;

er

er hat ein mitleidiges Herz, und er wird es nicht übel nehmen, wenn er heute keinen Gaſtſchen bekommt, beſonders wenn er hört, daß ihn ein armer, unglücklicher erhalten hat. Nimm alſo den ganzen Thaler hin.“ O beſter Herr! ich wußte nicht, wie mirs ums Herz war. Ich fiel dem Hirten um den Hals; er weinte, ich weinte. Ich wollte ſein Geſchenk nicht annehmen. Aber ich mußte wohl. Er drang es mir auf. Wenn ich nur ſeinen Nahmen wüßte; doch den wollte er mir nicht nennen, ſo ſehr ich ihn auch darum bat. Aber nie werd' ich den braven Hirten vergeſſen. In der Ewigkeit find' ich ihn gewiß wieder; da will ich ihm mit meinem Weibe und mit meinen Kindern recht herzlich danken.

Herr Werthheim mit ſeinen zwey Freunden Goldbach und Dietrich und die Kinder ſtanden, gerührt durch die Erzählung des braven Kriegers, ſprachlos da. Werthheim entfernte ſich einige Schritte, und winkte der Geſellſchaft. Man umringte ihn, und er begann folgende Anrede: „Der Mann iſt aufrichtig; er hat uns Wahrheit erzählt; ſeine traurige Lage fordert uns auf, ihm zu helfen, ſo gut wir können. Wer ihn alſo unterſtützen kann, der thue es doch

doch. Solche Nothleidenden ohne Hülfe zu lassen, ist Sünde."

Kaum hatte Werthheim ausgeredet, als die Kinder und Erwachsenen alles, was sie an Gelde bey sich hatten, froh und willig darbrachten. Es kamen drey Thaler zusammen.

„Wie wäre es, sagte Werthheim, wenn wir heute etwas sparsamer lebten, und das auch etwas für den unglücklichen Krieger erübrigten? Wir haben einen Speciesthaler für Chocolade, die wir Nachmittags im Lindengarten genießen wollten, und einen Gulden für Wein bestimmt, der zu Nachmittage getrunken werden sollte."

O wir wollen keinen Wein, auch keine Chocolade, riefen die Kinder! und Werthheim legte den Speciesthaler und den Gulden zu den drey Thalern.

Hannchen nahm das Geld, und übergab es dem Nothleidenden mit den Worten: „Nehm' er das wenige hin, das wir ihm geben können; wir geben es ihm von ganzem

Herz

Herzen; und wünschen nichts mehr, das daß es mehr wäre.

Eine Wohlthat, mit einem so reinen, theilnehmenden Herzen dargebracht, konnte der bewegte Soldat nicht verschmähen. Er nahm sie an, und sein Dank spiegelte sich in seinem Auge.

Wertheim, der noch mehr für den redlichen Unglücklichen thun wollte, bat ihn, seinen Weg nach der M[illegible]le zu nehmen, und ihn da zu erwarten; er wolle mit der Gesellschaft bald nachkommen.

Dieses geschahe. Der Invalide hinkte fort; die Kinder mit ihren Lehrern blieben noch im Birkenwäldchen. Das Bild des verstümmelten Soldaten schwebte ihnen lange vor, und es verging eine geraume Zeit, bis sie sich wieder erheiterten. Das Bewußtseyn, etwas zur Milderung der Noth eines Unglücklichen beygetragen zu haben, verwandelte den unangenehmen Eindruck, den er auf Alle gemacht hatte, in eine stille, wehmüthige Empfindung, zu der sich aber auch etwas Süßes und Beruhigendes gesellte.

Man pflückte Veilchen, und wand sie mit Immergrün in Kränze. Die geliebten Lehrer sahen sich bald von ihren dankbaren Zöglingen umringt, und ehe sie noch wußten, was dieses bedeuten sollte, waren sie mit den gewundnen Kränzen gekrönt. Die frohe Jugend bildete einen Kreis und sang:

In diesem trauten Birkenhain,
Wo holde Veilchen blühn,
Zollt unser Dank, so warm, als rein,
Sie Euch mit Immergrün.

Eine Freudenthräne zitterte in dem Auge eines jeden Lehrers; sie umarmten die dankbaren Kleinen, und versicherten sie ihrer fernern Liebe und Freundschaft.

Vergnügt kehrte man nach der Mühle zurück. Hier wurde in einer Laube, die eben zu grünen anfing, ein einfaches Mittagsmahl eingenommen. Der Soldat erzählte Geschichten, die den kleinen Zuhörern sehr gefielen, und Wertheim machte Plane, wie er wohl am besten ihm aus seiner Noth helfen könnte. Es ward zuletzt noch ein lustiges Spiel vorgenommen.

So

So verging der Nachmittag, und der Abend näherte sich. Jetzt brach man auf, dankte dem treuherzigen Müller für die gute Bewirthung, und wandelte immer der Stadt zu. Jedermann freute sich des froh verlebten Tages.

Als man auf den Hügel kam, von welchem man des Morgens den Aufgang der Sonne bewunderte, erblickte man ein neues, herrliches Schauspiel der Natur. Die Sonne senkte sich immer tiefer und tiefer, und verschwand endlich ganz. Einem Feuermeere glich die Abendröthe, welche von goldnen Wölkchen umkränzt war. In einer milden Dämmerung lag die untere Gegend, nur der westliche Himmel war noch sanft erhellt.

Die Gesellschaft auf dem Hügel betrachtete wonnetrunken diese erhabene Erscheinung. Eine feyerliche Stille lag auf den Fluren und auf dem Hügel.

„Ach! da sind sie ja!“ hallte es in einer kleinen Entfernung, und als man sich umsah, erblickte man zur größten Freude Lottchens und Franzens Vater und Mutter. Sie waren der

Gesellschaft entgegen gekommen, und freuten sich, dieselbe auf einem so schönen Platze zu finden.

Wertheim zog beyde auf die Seite, und erzählte ihnen die Geschichte des braven Soldaten. Herr Friedfeld — so hieß Franzen's und Lottchen's Vater — entschloß sich sogleich zur Rettung des Unglücklichen. „Ich habe in meinem Hause einen Mann nöthig, sprach er, der die Aufsicht über die Tagelöhner, über den Garten und manche Theile der Wirthschaft übernähme; dazu wäre wohl dieser Mann geschickt."

Ich bin überzeugt, erwiederte Wertheim, daß er Ihren Wünschen entsprechen, und daß Sie in ihm einen treuen und ehrlichen Mann finden werden.

Herr Friedfeld begab sich nun zur Gesellschaft, und fragte den Soldaten, ob er Lust hätte, in seine Dienste zu treten, und das Geschäft eines ökonomischen Aufsehers zu übernehmen? Wenn er treu und redlich dasselbe verrichtete, so könnte er dafür auf lebenslänglichen Unterhalt rechnen.

Der

Der Soldat weinte Freudenthränen über diesen menschenfreundlichen Antrag. „O so wäre ich denn, sagte er, von der größten Quaal, von der Nothwendigkeit, mein Brot zu erbetteln, befreyt! Gott möge Sie dafür belohnen, theuerster Herr! Ich aber will alles thun, wodurch ich mich dankbar gegen Sie beweisen kann; treu und gewissenschaft will ich das Geschäft betreiben, das Sie mir anvertrauen.“

Eine allgemeine Freude verbreitete sich in der ganzen Gesellschaft. Die Kinder hüpften, und Franz rief: herrlich! herrlich! nun darf der brave Mann nicht länger mehr betteln und sich verachtet sehn, und Leopold erwiederte: das ist schön; gelt', nun kommen wir öfter zusammen? denn der Kriegsmann muß uns erzählen, wie's im Kriege zugeht, wie die Kanonen behandelt, die Lager aufgeschlagen, und Festungen mit Sturm erobert werden. Ich höre so was ungemein gern.

„Ich auch!“ versetzten Carl, Wilhelm und Franz.

Man setzte nun die Wanderung fort, und jedes kam vergnügt in seiner Wohnung an.

Die

Diesen Tag vergaß man nie. Man hatte schon einige Jahre hindurch an dem ersten May viel Vergnügen genossen; aber so innig glücklich hatte man sich nie gefühlt als jetzt.

Wer sich einen recht vergnügten Tag machen will, der vermindre die Leiden seiner Brüder.

Die Maygesellschaft erfuhr dieses. Menschenfreundlich hatte sie einem Nothleidenden geholfen; daher hieß es bey ihr noch spät im Jahre: „Das war ein freudenvoller Tag, der erste May!"

Der kleine Lateiner.

Wie? Aaron Schwarzkopf lernt wirklich lateinisch? ha! ha! ha! lateinisch! wie kömmt er und das Lateinische zusammen? wozu soll ihm dieser Plunder nützen? So rief spöttisch Israel Lachmund, und seine Kameraden, Xaver und Bartholomäus, lachten mit und billigten seine Rede.

Wie wär's, wenn wir ihm dieses Hirngespinnst aus dem Kopfe jagten? fuhr Israel, der Spötter, fort, und seine zwey Geistesbrüder glaubten, man könnte dem Lateiner Aaron keinen bessern Dienst erweisen, als wenn man ihn dahin brächte, das lateinische Zeug bey Seite zu legen. Sogleich wurde hierzu ein Plan entworfen. Man beschloß, zu Aaron zu gehn, und ihm in lateinischer Sprache Complimente zu machen, gegen die Erlernung derselben mit lächerlichen Einfällen los-

loszuziehen, und, wenn dieses nicht fruchtete, ihm ernstliche Vorstellungen zu machen, sich mit dem Lateinischen doch ja nicht den Kopf zu zerbrechen.

Aber wie sollten die albernen Spaßmacher ihren Kameraden lateinisch begrüßen? Sie selbst konnten kein Wort lateinisch; ja sie wußten nicht einmahl, daß diese Sprache vor vielen Jahrhunderten von den Römern gesprochen worden, jetzt aber fast nur noch unter den Gelehrten im Gange sey. Sie glaubten, es gebe jetzt noch, am andern Ende der Welt, ein Volk, welches allgemein lateinisch spreche. Israel Lachmund wußte sich aus der Verlegenheit zu helfen. Er erinnerte sich, in einem Winkel der Speisekammer einmahl ein lateinisches Wörterbuch gesehen zu haben, welches sein seliger Vater benutzt hatte. Er sprang hin, suchte es, und fand es zu seiner großen Freude. Nun darf es uns nicht bange werden, sprach er; dieser alte Tröster muß uns aus der Noth helfen. Die Wörter, die wir brauchen, wollen wir hier aufschlagen.

Das läßt sich hören! riefen Xaver und Bartholomäus. Man ging gleich ans Geschäft.

schäft. Der Gruß, den man lateinisch ausdrücken wollte, bestand in folgendem: Gehorsamer Diener, gelehrter, lateinischer Herr Bruder; ich freue mich, daß du so gelehrt und so lateinisch bist! Die Uebersetzung dieses Grußes war höchst lächerlich. Ich setze sie für diejenigen hierher, die sie beurtheilen können!

Obedientia famulus, doctus, a, um, latinus, a, um. Dominus frater, tria; ego gaudeo, hoc tu sic doctus, a, um. et sic latinus, a, um. —!

Länger als eine Stunde lernten sie an diesem gelehrten Complimente. Jetzt gingen sie zu Aaron Schwarzkopf, machten Kratzfüße und tiefe Verbeugungen, nahmen eine ernsthafte Miene an, und sagten, wie Papageyen, die gelernten lateinischen Worte her.

Aaron saß eben am Tische und hatte den kleinen Lateiner vor sich. „Je! da sitzt ja der große Lateiner beym kleinen Lateiner! hieß es: gratuliren! gratuliren!“

Aaron wußte nicht, was er aus diesem Auftritte machen sollte. Ich versteh' euch wirklich

Israel blieb der alte Spötter, und wurde in seinen spätern Jahren ein unwissender Taugenichts, den niemand achtete. Xaver und Bartholomäus hatten sich gebessert, und es wurden brauchbare Männer aus ihnen.

Aaron Schwarzkopf studierte, ward ein gelehrter Mann, und stand in allgemeiner Achtung. Er gab viele nützliche Bücher heraus. In der lateinischen Sprache hatte er sich solche Kenntnisse, und dadurch einen solchen Ruhm erworben, daß gelehrte Männer ihn in ihren mündlichen Gesprächen und gedruckten Schriften nie anders nannten, als: Aaron Schwarzkopf, der große Lateiner.

Früh-

Frühlingslied.

Mel. Freut euch des Lebens.

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neubelebter Flur,
Wallet auf Blumen
In die Natur.

Eine Stimme.

Kein kaltes Lüftchen wehet mehr,
Es blühen Veilchen um uns her,
Es trillert hoch in milder Luft
Die Lerch' ihr holdes Lied.

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neubelebter Flur u. s. w.

Eine Stimme.

Es blühen auf der grünen Au
Vergißmeinnichtchen, frisch und blau,
Und Schlüsselblumen, gelb wie Gold,
Entfalten ihren Kelch.

Chor

Chor.

Freut euch des Frühlings u. ſ. w.

Eine Stimme.

Die Sonne ſtrahlt ſo warm, ſo rein,
Und alles glänzt von ihrem Schein,
Ihr Morgen- und ihr Abendroth
Schwellt ſanft die ſtille Bruſt.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. ſ. w.

Eine Stimme.

Das Thal iſt grün, die Luft iſt mild,
In Wäldern graſt das muntre Wild,
Und fernher kommt der Schwalben-Chor,
Der langen Störche Schaar.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. ſ. w.

Eine Stimme.

Im dunkelgrünen Fichtenhain,
Da ſtimmt ſo manches Käferlein,
Da murmelt ein Forellenbach
Auf marmorirtem Grund.

Chor.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Schon wird die graute Laube grün,
Und Hiacinth' und Tulpe blühn;
Der Philomele Nachtgesang.
Hebt Herzen Himmel an.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Das Thal belebt ein sanft Geläut,
Auf Triften ziehen, weit und breit,
Vergnügte Heerden hin und her;
Schön tönt des Hirten Lied!

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Der Landmann sieht den Frühling nahn,
Und blicket froh die Saaten an,
Und flehet den um ihr Gedeihn,
Der Saaten keimen läßt.

Chor.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. ſ. w.

Eine Stimme.

So Knab' als Mädchen freuen ſich
Der Frühlingsſonne, pflücken ſich
Violen und Vergißmeinnicht,
Und winden ſie zum Strauß.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. ſ. w.

Eine Stimme.

O ſchön iſt es im Lenze, ſchön!
Wo milde Zephyrs Lüftchen wehn,
O laßt uns, Brüder, Arm in Arm,
Die Pracht des Frühlings ſehn!

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neubelebter Flur,
Wallet auf Blumen
In die Natur.

Die

Die sanfte Schwester.

Luischen, klein und wohlgemuth,
Der Mutter größte Freude,
Ist allzeit fleißig, still und gut,
Ist frey von allem Neide.

Schön singt sie frohe Liederchen
Am Abend und am Morgen;
Allein ihr wildes Brüderchen
Macht seinen Eltern Sorgen.

Es ist wohl schon ein halbes Jahr,
Da fuhr der lose Knabe —
Dem kleinen Ernst in's krause Haar,
Wie nach der Maus der Rabe.

Doch seine Mutter sprang herbey,
Fick! fick! schallts auf den Rücken;
Groß war des Knaben Angstgeschrey,
Die Ruthe ging in Stücken.

Luischen kam im vollen Lauf
Zu diesen Trauerscenen,
„O liebe Mutter! hör' doch auf!"
Bat Sie mit heißen Thränen.

Die aufgebrachte Mutter that,
Was, voll Geschwisterliebe,
Das sanfte, gute Mädchen bat,
Und endigte die Hiebe.

Doch Wilhelm wußt' ihr wenig Dank
Für ihre Bitt' und Thränen,
Man sah ihn bald durch Mien' und Sang
Die kleine Schwester höhnen.

Dieß kränkte sehr das gute Kind;
Doch barg sie tief im Herzen,
Noch immer schwesterlich gesinnt,
Des bittern Hohnes Schmerzen;

Und wenn der kleine wilde Thor,
Bestraft von seiner Mutter,
Gar oft das Vesperbrot verlor,
Gab sie ihm Brot und Butter.

Und noch umfaßt sie allezeit
Den Störrigen mit Liebe;
Doch er weiß nichts von Dankbarkeit,
Von diesem schönen Triebe.

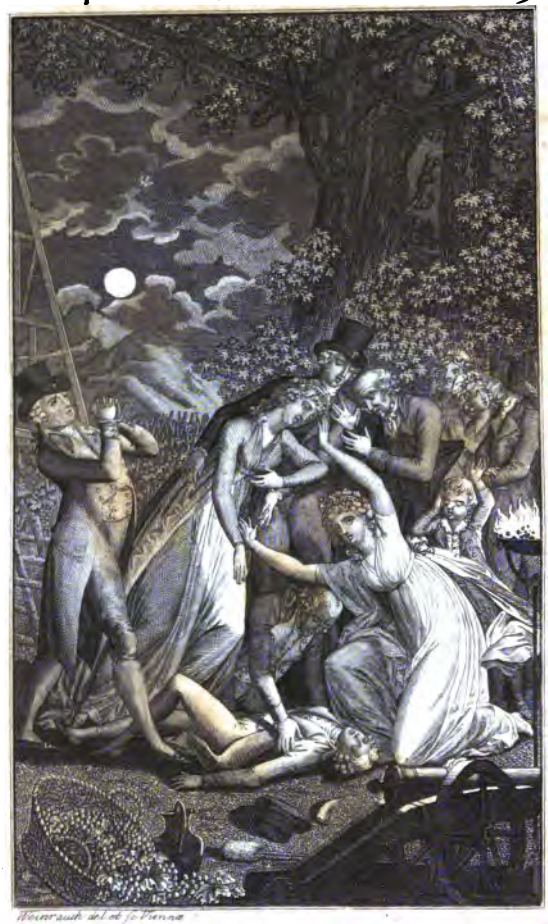
Allein es sieht auch jedermann,
Der in sein Herz gedrungen,
Verächtlich, ohne Liebe an
Den undankbaren Jungen.

Luischen, nie im Guten matt,
Entfernt von Stolz und Neide,
Ist immer noch der ganzen Stadt,
Und ihrer Eltern Freude!

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

II.B. p. 89.



Weinrauch del. et sc. Vienna

O Gott! O Gott rette! rette!

Familiengemählde

und

Erzählungen

für die Jugend

von

Jakob Glatz,
k. k. Consistorial-Rathe in Wien.

Zweytes Bändchen.
Zweyte verbesserte Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Gotha,
bey Justus Perthes, 1821.

Der schöne Garten.

An dem Ende eines stillen Dörfchens befand sich ein schöner großer Garten, in welchem viele fruchtbare Obstbäume standen. Es war eine Lust, in diesem Garten herum zu wandeln, besonders im Frühling, im Sommer und im Herbste; ja selbst im Winter konnte man darin manches Vergnügen genießen. Gewöhnlich wurde er der Paradiesgarten genannt. Er lag auf einem anmuthigen Hügel, und wenn man oben stand, sah man nicht nur das ganze Dorf, sondern auch eine herrliche Gegend vor sich liegen. Gegen Morgen fielen mehrere Dörfer in die Augen; die Häuser und Thürme ragten zwischen grünenden Bäumen hervor, und wurden von Kornfeldern und bunten Wiesen umgeben. Gegen Mittag war eine weite, weite

Ebene, auf welcher man zwey große Flüsse deutlich wahrnehmen konnte. Gegen Abend prangten einige bewachsene Hügel, einer schöner als der andere. Auf dem mittleren lag ein altes, verfallenes Schloß, das niemand bewohnte; und wenn man gegen Mitternacht hinsah, erblickte man Weinberge, auf welchen schmackhafte Trauben wuchsen.

Wenn der Frühling kam, war es eine Freude, jenen Garten zu besuchen. Das Gras drängte sich sanft aus der Erde hervor; manches Blümchen konnte man dann pflücken; die Bäume bekamen Knospen, und diese verwandelten sich in weiße und röthliche Blüthen. Diese verbreiteten einen gar lieblichen Geruch, an dem sich Jung und Alt erquickte. In den Gebüschen saßen allerhand Vögel und bauten sich Nester; denn nun war die Zeit gekommen, in welcher sie Eyer legten, die sie nachher ausbrüteten. Was das für ein Gezwitscher, für ein Getriller in den schönen grünen Gesträuchen war! Mancher Wandrer stand still am Wege, und hörte dem lauten Vogelgesange zu. Auch lauschten oft muntre Knaben aus dem Dorfe bey dem Garten, und sagten sich leise ins Ohr: Sieh' doch den herrlichen Goldammer! Ach! wie

wie artig die Zeisige an der hintersten Erle hängen! sieh'! sieh'! Ey welch' ein schönes Männchen, gelb wie Safran! und dort auf dem Birnbaum den schlagenden Finken; auch ein Goldhähnchen; ey, die niedlichen Thierchen! wenn wir doch wenigstens eines davon bekommen könnten!

Aber die Vögelchen trillerten, zwitscherten, freuten sich der Freyheit und des Frühlings, flogen von einem Baume auf den andern, hüpften von einem Aestchen aufs andere, und die lauschenden Knaben mußten nach Hause kehren, ohne eines davon gehascht zu haben.

War der Frühling zu Ende: so erschien der Sommer, und mit ihm erschienen mancherley Freuden für die Jugend. Wie es dann in dem Paradiesgarten aussah, kann man sich leicht vorstellen. Die Bäume blühten nicht mehr, sondern waren mit allerley Früchten behangen, und manche von ihnen wurden bald zeitig. An dem Geländer des Gartens standen Johannisbeersträuche, die mit rothen und gelblichweißen Zuckerbeeren prangten; auch wuchsen hier und da Stachelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren. Die Kirschbäume waren mit den

herr

Birnen und Aepfel, wie es die Zeit mit sich brachte. Zuweilen nahm Frau Stille auch ein Buch mit, und las ihren Gästen allerliebste Geschichten vor. Eine war schöner als die andre, und die Kinder hatten ihre Freude daran. Oft unterhielt sie dieselben mit allerhand lustigen und traurigen Erzählungen, und die Kinder konnten des Zuhörens nicht müde werden. Noch ein Geschichtchen! ach! nur noch eines, liebe Frau Stille! riefen sie öfters bescheiden und herzlich, wenn die freundliche Erzählerinn aufhören wollte. Wie froh klatschten sie in die Hände, wie zärtlich dankten sie, wenn ihre Bitte erfüllt wurde.

Glücklich priesen sie Alle, die den Paradiesgarten besuchen durften; und es war eine Schande, wenn es von diesem und jenem Knaben hieß: er darf nicht mit zur Frau Stille: oder: er war blos zwey oder drey Mahl in ihrem Garten.

Im Herbste sah es im Paradiesgarten gar prächtig aus. Die fruchtbaren Bäume hingen voll des schmackhaftesten Obstes so, daß man sie fast alle Jahre mit dicken Stangen unterstützen mußte, damit die Aeste nicht brechen möchten.

ten. Pflaumen, Birnen, Aepfel, Aprikosen, Wallnüsse und Pfirsichen gab es eine solche Menge, daß die ganze Gegend damit versehen werden konnte. Es war eine Freude, unter den schwerbeladenen, von dem Obste niedergebeugten Bäumen herumzugehen. Die ganze Schuljugend des Dorfes genoß alle Jahre diese Freude. Denn Frau Stille, die sich so stark um die Schule bekümmerte, hatte sich entschlossen, an einem schönen Herbsttage alle Schüler und Schülerinnen zu sich kommen zu lassen. Der Lehrer dankte ihr für dieses liebreiche Anerbieten, und that ihr den Vorschlag: er wolle in ihrem Garten das halbjährige Examen halten. Sie war damit vollkommen zufrieden.

Die Kinder sahen diesem Tage mit großer Sehnsucht entgegen, und wenn er da war, wußten sie dem Jubeln und Händeklatschen kein Ende zu machen. Wenn man das Korn und den Weitzen geschnitten, die Gerste und den Hafer gemäht, den Flachs ausgerauft und ins Wasser eingelegt, die Kartoffeln ausgenommen, und alles, alles, was auf dem Felde gewachsen war, in die Scheunen geführt hatte: so wurden bald darauf zum Examen Anstalten getroffen.

Jeder

Jeder Schüler, jede Schülerinn brachte etwas Geld in die Schulkasse; dieser einen Kreuzer, jener einen Groschen, und manche auch einen halben Gulden. Wenn man das Geld zusammen zählte, so fanden sich immer gegen 6 Gulden beysammen. Dafür wurde ein Gastmahl bereitet, und damit es nicht zu kärglich ausfalle, gab Frau Stille gewöhnlich zehn Gulden dazu. Auch übernahm sie das Einkaufen der nöthigen Sachen und das Zubereiten der seltnen Mahlzeit.

War nun schönes Herbstwetter, so ward der Tag zum Examen bestimmt. Der Lehrer sagte dieses nur einen halben Tag voraus; und die Schüler freuten sich immer lange vorher auf diese Ankündigung.

„Ich denke, wir werden bald Examen haben, sagte eines Jahres der eine; denn die Erndte ist nun schon seit einer Woche vorbey.“

Das glaub' ich auch, erwiederte ein zweyter, denn hast du nicht gesehen, daß gestern die blaue Fahne aus der Kammer geholt wurde? Frau Ehrlich wird den kleinen Riß zunähen wol-

wollen, den vor ein Paar Tagen Lobmanns Martin gerissen hat.

„Ja! wenn sich nur das Wetter machte!“ versetzte ein dritter; „aber seht nur, da steigt wieder eine schwarze Wolke auf; die prophezeyht nichts Gutes.“

Ach! die Wolke! versetzten die andern; die Wolke zieht sich um die Berge herum! Die hat nichts zu bedeuten! Peter Willing hat uns gestern gesagt, daß wir hübsche Witterung zu erwarten hätten. Er versteht sich sehr gut aufs Wetter. Gebt Acht! wir haben bald Examen.

Alle glaubten dieser trostreichen Rede, sprangen wie Rehe auf der Wiese herum, und trennten sich dann mit der Versicherung, daß sie ihre Eltern, besonders die Mutter, recht sehr bitten wollten, ihnen mehrere Groschen für die Schulkasse zu geben. Einige hatten sich etwas Geld erworben, und dieses versprachen sie auch mitzubringen, wenn nur bald das Examen käme.

Den Tag darauf, als die Vormittagsstunden zu Ende waren und die Kinder schon aus

aus der Schule gehen wollten, sagte der Lehrer: „Warter noch ein wenig, lieben Kinder! ich habe noch ein Wörtchen mit euch zu sprechen.“ Er lächelte freundlich und machte eine kleine Pause. Die Freude der Knaben und Mädchen drückte sich sehr deutlich auf ihren Gesichtern aus. Jedermann errieth, was Herr Ehrlich mit seiner lächelnden Miene andeuten wolle, und man zischelte sich leise zu: Morgen ist gewiß Examen!

Der Lehrer fuhr fort: „Nun, ihr lächelt und zischelt und seyd froh; denn ihr glaubt es errathen zu haben, was ich euch sagen will. (Die Schüler machten Bewegungen, welche ihre Freude ausdrückten.) Wir werden sehen, ob ihr's getroffen habt. Es ist wieder der Herbst angekommen; auf den freut ihr euch ja immer. Und ich glaube, daß ihr, wenigstens Einige von euch, seit dem letzten Herbste verständiger und besser geworden seyd. Daß ihr nicht vergebens die Schule besucht habt, sah ich auch am ersten May. Viele hielten sich damals beym Examen brav, und ich hatte darüber meine Freude. Wie viele Monate sind denn aber seit dem ersten May verflossen?“

Viele.

Viele. (für sich nachrechnend: May, Junius, Julius, August, September) Fünf Monate! fünf!

Lehrer. In diesen fünf Monaten werdet ihr doch manches gelernt haben. Ihr wißt gut, daß man in einer einzigen Stunde viel lernen kann, wenn man nicht schläft, nicht plaudert, nicht zerstreut, sondern hübsch ruhig und aufmerksam ist auf das, was gelehrt wird. Ihr habt alle Tage fünf Lehrstunden, wie viele also in einer Woche?

Viele. Dreyßig.

Lehrer. Und in einem Monate?

Einige. Hundert und zwanzig.

Lehrer. Und in fünf Monaten?

Einige. Sechshundert.

Lehrer. In sechshundert Stunden kann man viel thun; seine Kenntnisse beträchtlich vermehren, und wenn ihr täglich nur eine einzige Seite von Salzmanns moralischem Elementar-

Buche auswendig gelernt hättet: so würdet ihr beynahe die Hälfte von dem Buche wissen. Wie viel Seiten hat es denn?

Ernst Heimfeld. 412.

Jacob Stilling. Ich finde nicht so viel.

Lehrer. Ihr habt beyde Recht. Heimfelds Elementarbuch ist einige Zeit später gedruckt, als Stillings.

Ernst Heimfeld. Nun weiß ich auch, woher es kommt, daß manches in meinem Buche anders ausgedrückt ist, als in Stillings Buche.

Lehrer. Ich zweifle nicht, daß jeder unter euch in diesen fünf Monaten manches gelernt hat. Freylich der eine mehr als der andere. Eure lieben Eltern und der Herr Pfarrer, den ihr alle so liebt, werden nun wieder wissen wollen, wie es mit euch steht, und ob ihr seit dem ersten May Fortschritte gemacht hat. Wißt ihr nun, was wir morgen vornehmen werden?

Alle.

Alle. Wir haben Examen! wir haben Examen!

Lehrer. Ey! wie ihr gut rathen könnt. Ja, lieben Kinder! wir wollen morgen eine Prüfung vornehmen; haltet euch gut, und beweist durch eure Antworten und durch euer ganzes Betragen, daß ihr nicht träge gewesen, sondern verständiger und besser geworden seyd. Wißt ihr denn aber auch, wo wir uns versammeln?

Alle. Im Paradiesgarten! Bey der guten Frau Stille!

Lehrer. Die treffliche Frau will uns wieder ihren Garten einräumen. Merkt also, was ich euch sage. Morgen um acht Uhr nach der Morgenandacht kommt ihr in der Schule zusammen; nehmt mit, was ihr mit zu nehmen habt; dann ziehen wir durchs Dorf mit der Fahne unter Trommelschlag in den Garten.

Alle. Bravo! bravo! (ein gewaltiges Händeklatschen.)

Lehret. Nun seyd wieder ein wenig ruhig. — Frau Stille will uns wieder eine Mahlzeit zurichten; aber wir können es nicht verlangen, daß sie alles, was dazu gehört, selbst bezahle, sondern jeder muß seinen Beytrag dazu liefern. Wer daher etwas zum gemeinschaftlichen Vergnügen beysteuern will, der bringe mir es entweder in meine Wohnung, oder morgen in die Schule.

Einer von den Schülern. Ich bring's noch heute.

Ein anderer. Auch ich; gleich nach dem Mittagsessen.

Ein dritter. Wir wollen's mit einander herbringen. Meine Sparbüchse muß herhalten.

Ein vierter. Die meinige werd' ich auch um einen Beytrag bitten. Sie ist aber ziemlich hohl und wird nicht viel geben können.

Ein fünfter. Willst du mir wohl mein Kaninchen abkaufen?

Der vierte. Gehorsamer Diener! heute durchaus nicht; hast du nicht gehört, daß meine Sparbüchse hohl und mager ist?

Lehrer. Hört auf, lieben Kinder, hört auf! Ihr geht jetzt nach Hause und bereitet euch zum Examen ordentlich vor. Nachmittags habt ihr frey; aber seyd mir ja fleißig!

Alle. Ja! ja!

Vergnügt empfahlen sich die Schüler und Schülerinnen ihrem rechtschaffenen Lehrer, und hüpften froh nach Hause. Adam Queckſilber, ein muntrer, fähiger, aber leichtsinniger Junge, machte heym nach Hause gehn verschiedene Luftsprünge, und schwenkte unaufhörlich seinen Hut; denn dieses war ihm schon zur Gewohnheit geworden; und selbst der schläfrige Momus, den kaum die Füße tragen wollten, hob ein Bein in die Höhe, klatschte an seinen Stiefel, und rief mit rauher Stimme: Juchhey!

Den kommenden Tag konnten die Kinder kaum erwarten; und die Nacht wurde von den meisten schlaflos zugebracht. Einige träumten

Lehret. Nun seyd wieder ein wenig ruhig. — Frau Stille will uns wieder eine Mahlzeit zurichten; aber wir können es nicht verlangen, daß sie alles, was dazu gehört, selbst bezahle, sondern jeder muß seinen Beytrag dazu liefern. Wer daher etwas zum gemeinschaftlichen Vergnügen beysteuern will, der bringe mir es entweder in meine Wohnung, oder morgen in die Schule.

Einer von den Schülern. Ich bring's noch heute.

Ein anderer. Auch ich; gleich nach dem Mittagsessen.

Ein dritter. Wir wollen's mit einander herbringen. Meine Sparbüchse muß herhalten.

Ein vierter. Die meinige werd' ich auch um einen Beytrag bitten. Sie ist aber ziemlich hohl und wird nicht viel geben können.

Ein fünfter. Willst du mir wohl mein Kaninchen abkaufen?

Der vierte. Gehorsamer Diener! heute durchaus nicht; hast du nicht gehört, daß meine Sparbüchse hohl und mager ist?

Lehrer. Hört auf, lieben Kinder, hört auf! Ihr geht jetzt nach Hause und bereitet euch zum Examen ordentlich vor. Nachmittags habt ihr frey; aber seyd mir ja fleißig!

Alle. Ja! ja!

Vergnügt empfahlen sich die Schüler und Schülerinnen ihrem rechtschaffenen Lehrer, und hüpften froh nach Hause. Adam Queckſilber, ein muntrer, fähiger, aber leichtsinniger Junge, machte heym nach Hause gehn verschiedene Luftsprünge, und schwenkte unaufhörlich seinen Hut; denn dieses war ihm schon zur Gewohnheit geworden; und selbst der schläfrige Momus, den kaum die Füße tragen wollten, hob ein Bein in die Höhe, klatschte an seinen Stiefel, und rief mit rauher Stimme: Juchhey!

Den kommenden Tag konnten die Kinder kaum erwarten; und die Nacht wurde von den meisten schlaflos zugebracht. Einige träumten

von dem Examen, und wie sie dabey bestanden wären.

Ernst Heimfeld fing an im Schlafe zu reden, und seine Eltern hatten folgendes deutlich vernehmen können: Zwanzig Dukaten, wie viel Thaler? im Kopfe soll ich das ausrechnen? Drey Mahl zwey: nicht doch! ja! ja! drey Mahl zwanzig, ist — ist — ist — nun was ists denn? ach! sey doch still, Mamus! richtig! Teutschland in zehn Kreise! ja! ja! in Wien wohnt der Kaiser! nein, in Europa gibts keine Tiger! Elephanten! Elephanten! Die gibts in unserm Dorfe nicht! —

Adam Queckſilber schlief nicht ruhig gar. Er murmelte etwas für sich hin, und streckte seine rechte Hand aus, gleich, als wolle er etwas erhaschen, und mit der linken hielt er das Betttuch so fest, daß es schien, als wolle ihm jemand dasselbe entreissen. Auf ein Mahl sprang er auf, und griff nach seinem Hute, den er vielleicht schwenken wollte; er verwickelte sich aber in seinen krausen Haaren, verzog das Gesicht und schrie: Jemine! Jemine! Das war sein Lieblingsausdruck, wenn er Schmerzen empfand und darüber zu schreyen anfing.

Er

Er taumelte in der Stube herum, und legte sich auf die Bank, welche fest am Ofen stand. Kaum war er aber etwas fester eingeschlummert, so fing er wieder an zu murmeln: Herrliche Pflaumen! süß wie Zucker! keine Maden! ach! — Patsch! da lag er auf der Erde, und wachte auf, wußte aber lange nicht, wo er wäre. Die Gesellen seines Alters, der ein Schneider war, fingen an laut auf zu lachen. Adam kam nach und nach zum Bewußtseyn, und erzählte, es habe ihm geträumt, er sey im Paradiesgarten gewesen, habe dort einen Pflaumenbaum erstiegen, und sich gar sehr an den wohlschmeckenden Früchten gelabt; da sey er aber auf einen morschen Ast getreten und herunter gefallen. Wie freute er sich, daß er in der Stube wär, und sein Körper keinen Schaden gelitten hatte.

Nicht viel besser war es dem lustigen Paul Schreber gegangen. Gleich neben seinem Bette war ein Wandschränkchen, worin das Brot aufbewahrt wurde. Kaum war er eine halbe Stunde eingeschlummert, so fing er an, mit sich selbst zu sprechen. Drey Thaler, sagte er ziemlich laut, machen einen kaiserlichen Dukaten. In meiner Sparbüchse hab' ich keinen

Duka-

Dukaten; ja, wenn ich ihn nur hätte! wie viel hab ich denn? einen halben Dukaten? bewahre; einen Viertel-Dukaten? nein, zwey Groschen ist kein Viertel-Dukaten; zwey Groschen sind zwey Groschen; kannst mirs glauben, Martin; ja! ja! nichts mehr und nichts weniger. Behalt' dein Kaninchen bis ich mehr Geld habe. Nun will ich die Sparbüchse zerschmettern. Er griff in den Brotschrank, toppte herum, und zog ein halbes Brot heraus. Das schlug er an die Wand, bis er sich etwas stark die Hand zerklopfte; dieß that ihm weh; er ließ die gebackene Sparbüchse fallen, legte sich nieder, und schlief ruhig ein.

So gehts, wenn man sich über eine Sache allzusehr freut; man schläft dann selten ruhig, und dieß schadet der Gesundheit gar sehr.

Das

Das Examen im Paradiesgarten.

(Beschluß.)

Endlich erschien der langersehnte Tag, und es schlug acht. Da strömten von allen Seiten des Dorfes die lustigen Kinder zur Schule hin, wo der freundliche Lehrer sie erwartete. Alle waren beysammen, bloß Karl Lindemann fehlte. Heftige Zahnschmerzen hatten den Armen überfallen, und ihn von dem bevorstehenden Vergnügen ausgeschlossen. Er hätte diesem unangenehmen Loose entgehen können, wenn er den Vorschriften des Herrn Ehrlich gefolgt, seinen Mund des Tags einige Mahl mit frischem Wasser ausgespült, auf warme Speisen nicht gleich getrunken, und mit der eisernen Gabel, oder mit der Nadel die Zähne nicht gereiniget hätte. Ach wie leid war es ihm, daß er dieses gethan, seine Zähne dadurch verdorben, und sich um ein so großes Vergnügen gebracht hatte! Doch nun war es zu spät. Er

muß

mußte die übeln Folgen seiner Unfolgsamkeit empfinden und zu Hause bleiben.

Nun, stellt euch einmahl in eine Reihe, sagte der Lehrer zu den Uebrigen, die vor dem Schulgebäude standen und begierig dem Abmarsche entgegen sahen. Ernst Heimfeld nimmt die Trommel, und der kleine Gudmann trägt die Fahne. Der Fahnenjunker geht voraus, und der Tambour hinten nach. Aber werdet ihr euch denn auch ordentlich betragen?

Alle. O ja! ja! gewiß!

Lehrer. Ich werde wohl nicht nöthig haben, euch zu erinnern, daß ihr durch Streit und Zank das gemeinschaftliche Vergnügen nicht störet, eure Freude nicht in Ausgelassenheit und Wildheit ausarten, und fremdes Eigenthum in Ruhe und unbeschädigt lasset. Ich habe das Zutrauen zu euch, daß sich jeder gut betragen werde; und nun Marsch!

Paarweise und in der schönsten Ordnung marschirten Knaben und Mädchen auf der Sommergasse durchs Dorf, und es war eine Freu-

Freude, diese heitre, gesittete Jugend zu sehen. Die blaue Fahne flatterte, und Heimfeld schlug einen schönen Marsch, den er von einem Tambour gelernt hatte, als vor einem Jahre eine Kompagnie Soldaten in dem Dorfe lag.

Frau Stille war geschäftig, und machte alles zum Empfange der kleinen und großen Gäste bereit. Der schönste Platz im Garten, der mit Aepfel- und Birnbäumen umpflanzt war, wurde mit Tischen und Bänken für die Schüler und Zuhörer besetzt. Manche in der Gegend wunderten sich darüber, daß sie sich entschließen konnte, ihren schönen Garten herzugeben. „Das thät' ich nicht," sagte dieser und jener; „meinen Garten gäb' ich nicht um vieles Geld her. Denn was hat man davon? Nichts als Schaden und Verdruß. Die muthwilligen Jungen laufen auf den Blumen- und Gemüsebeeten herum und zertreten einem alles; oder sie klettern auf die Bäume, und stehlen das beste Obst weg, brechen Aeste entzwey und reißen manches junge Bäumchen, bald aus Muthwillen, bald aus Unvorsichtigkeit um, und wenn man seine Sache nicht verderben lassen will, und den kleinen Wildfängen etwas darüber sagt, so sehen sie einen scheel an, und machen

ein

ein Decembergesicht, als thäte man ihnen Unrecht."

Wirklich hatten die Leute in den umliegenden Dörfern Ursache, so zu sprechen; denn die Knaben waren dort größtentheils ungezogen, und machten sich kein Gewissen daraus, anderer Menschen Sachen zu verderben. Ihre Rohheit ging so weit, daß sie in Gärten einbrachen, dort auf die Bäume kletterten, Obst stahlen, und wo sie schöne Bäumchen fanden, dieselben umrissen. Solchen ungezogenen Jungen kann man freylich nicht gut seyn, noch ihnen etwas anvertrauen.

Aber so waren die Knaben des Dorfes, wo Frau Stille wohnte, nicht beschaffen. Ihr rechtschaffener Lehrer gewöhnte sie an ein besseres, anständigeres Betragen, und lehrte sie fremdes Eigenthum schonen. Daher sah man nie einen von ihnen auf ungemähten Wiesen herumspringen und das Gras zertreten, oder Bäume zerbrechen, oder auch nur eine einzige Kirsche, Pflaume, Aprikose u. s. w. entwenden. Sie hielten dieses für etwas Schlechtes, und ein schlechter Mensch wollte keiner von ihnen seyn.

Der

Der einzige Wildmann war nicht so gut geartet als die übrigen. Er verdarb fremde Sachen oft mit Absicht, oder weil er nicht selten allzu zerstreut war, und wenn er lief, sprang und sich mit andern herumjagte, nicht immer um sich sah. Seinen Eltern und seinem Lehrer hatte er dadurch schon manchen Verdruß verursacht.

Frau Stille war durch mehrjährige Erfahrung überzeugt, daß die Dorfjugend so gesinnt sey, daß man ihr auch den herrlichsten Garten einräumen könnte, ohne befürchten zu dürfen, daß sie den geringsten Schaden darin anrichten werde. Wäre dieses nicht gewesen, so hätte sie sich auch schwerlich entschlossen, mit ihrem Garten so freygebig zu seyn.

Feyerlich rückte das Chor der Schüler und Schülerinnen in den Paradiesgarten ein, wo es von dem Herrn Pfarrer, den Vorstehern der Schule, vielen Eltern und der guten Frau Stille freundlich empfangen wurde. Als alles in Ordnung war, und sowohl Schüler als Eltern Platz genommen hatten: trat Jacob Stilling aus dem Kreis der erstern, und hielt an die Versammlung eine kurze Rede, die er selbst verfertigt hatte. Sie lautete also:

Ehr-

Ehrwürdiger Herr Pfarrer,
schätzbarste Schulvorsteher, theuerſten Zuhörer!

„Vor fünf Monaten waren wir auch beysammen, wie jetzt. Wir wiederhohlten damals, was wir im Winter gelernt hätten, und unſer Lehrer hat uns verſichert, daß Sie mit dem Fleiße der Meiſten zufrieden geweſen wären. Das hat uns denn nun ſehr viel Freude gemacht; und dieſe Freude möchten wir nun gern wieder einmahl genießen. Sie iſt nicht mit Geld zu bezahlen. Thaler und Dukaten glänzen wohl, und ſie wären uns nicht unlieb, wenn wir ſie hätten; aber das geht doch über alles, und dagegen ſind Thaler und Dukaten nichts, wenn der Herr Pfarrer, die Schulvorſteher und unſre guten Eltern ſagen: Die haben ſich heute brav gehalten! Es muß uns doch wirklich viel daran gelegen ſeyn, dem Vater und der Mutter Ehre und Freude zu machen; denn was wären wir ohne ſie? Wir erhalten von ihnen die größten Wohlthaten, und die können wir ihnen nicht anders vergelten, als durch Fleiß und gute Aufführung. Es wird uns ſehr angenehm ſeyn, wenn wir ihnen heute Gelegenheit verſchaffen, ſich über uns zu freuen. Sie ſollen ſehen, ob wir im Sommer fleißig geweſen ſind und etwas gelernt

gelernt haben. Was wir wissen, werden wir sagen, wenn man uns fragt, und was wir nicht wissen, werden wir freylich nicht sagen können, aber wir wollen es in Zukunft lernen."

Und nun ging die Prüfung an. Der Lehrer fragte die Schüler Verschiedenes aus der Naturgeschichte und aus der Geographie; sie mußten deutlich und mit dem gehörigen Ausdruck aus dem schönen Salzmannischen moralischen Elementarbuche lesen; kleine Geschichtchen erzählen; auf der Tafel und aus dem Kopfe rechnen, kleine Sätze an die Tafel schreiben und dann sagen, welcher Buchstabe groß seyn müsse, und warum er nicht klein seyn dürfe. Der Lehrer erzählte ihnen einige Geschichten von guten und lasterhaften Menschen, und sie mußten dann urtheilen, welche Handlung gut, und welche bös sey, und warum dieser Mensch gelobt, jener getadelt werden müsse. Sie urtheilten in den meisten Fällen sehr richtig. Endlich nahm Herr Ehrlich ein Buch hervor, welches eben so vortrefflich als alt ist. Man nennt es gemeiniglich die Bibel, und wenn erst Kinder recht groß sind, so können sie dieses lehrreiche Buch mit großem Nutzen lesen. Der Lehrer las aus demselben einige herrliche Stellen vor,

war, und die Schüler mußten sie erklären, und dabey gab's wieder ein Paar allerliebste Geschichtchen.

Alle Anwesenden waren mit den Antworten der meisten Kinder zufrieden. Das Examen ward mit einem kleinen Schauspiele geschlossen, welches die Schüler und Schülerinnen recht gut aufführten.

Als dieses zu Ende war, beschlossen der Lehrer und der Prediger mit noch einigen andern Personen einen Spaziergang auf den nächsten Berg zu machen, wo man eine ungemein schöne Aussicht hatte. Als man dort angekommen war, zog der Pfarrer aus seinem schwarzen Rocke ein Instrument hervor, welches die Dorfknaben noch nicht gesehen, von dem sie aber schon vieles gehört hatten. Es war ein Perspektiv oder Fernrohr, welches die entfernten Gegenstände um vieles vergrößert und sie dem Auge gleichsam näher rückt. Wenn es gut ist, und man sieht durch dieses Glas, so kann man Bäume, Häuser, auch wohl Menschen, die mehrere Meilen entfernt sind, deutlich wahrnehmen. Nur müssen Luft und Gläser rein seyn.

Der

Der Herr Pfarrer zeigte den Knaben die Bestandtheile dieses Perspectivs, nahm dann ein Glas nach dem andern heraus, und zog ein Papier aus der Tasche, in welchem sich Lichtschnuppen befanden. Damit rieb er die Gläser, und beachte allen Schmutz heraus. Sie wurden dann so rein und durchsichtig, wie ein Thautropfen. Nun machte er das Instrument wieder zurechte, und ließ einen nach dem andern durchsehn. Die Jungen hatten ihre herzliche Freude darüber, und bedauerten nur, daß sie nicht im Stande wären, sich selbst solche Brillengläser zu machen. Der Berg, auf welchem ein unbewohntes altes Schloß stand, lag ihm gefähr eine Stunde von dem Hügel entfernt, auf welchem sie waren; aber wenn sie durch die Perspective darnach sahen, so kam es ihnen vor, als stünde es vor ihren Augen, und sie konnten Fenster, Steine und Ritzen zählen. Sie drehten ihm Köpfe und sagten: schön! wunderbar! was die Menschen nicht alles machen können! Und der Pfarrer lächelte und sprach: Wenn ihr nur guten Willen habt, viel lernt und auf alles fein aufmerksam seyd, so könnt ihr einmahl noch viel künstlichere Instrumente verfertigen, als dieses Fernglas ist. Ich wünschte nur, daß einer von euch ein Optikermeister

würde, der für unsern Ort ein Paar gute Schlauchspritzen machte. Die hätten wir sehr nöthig.

Die Knaben horchten der Rede des liebreichen Pfarrers, und jeder dacht' in seinem Sinn: Wart', ich will doch recht viel lernen und aufmerken auf alles, damit aus mir ein großer Künstler wird. Aber dann würde ich auch meinem Geburtsorte durch meine Geschicklichkeit aufhelfen.

Nachdem man sich gegen eine Stunde lang an der herrlichen Aussicht gelabt hatte, kehrte man zurück in den Paradiesgarten, wo der Tisch gedeckt war, und jeder seinen Platz einnahm. Diejenigen, die sich durch Fleiß und sittliches Betragen am meisten ausgezeichnet hatten, kamen an die Seite des Herrn Ehrlich und des Predigers zu sitzen, ein Umstand, der ihnen viele Ehre machte.

Das war ein fröhliches Gastmahl; auf allen Gesichtern konnte man Zufriedenheit und Freude lesen, und es wurden manche artige Sachen erzählt. Die jungen Gäste betrugen sich bey Tische so anständig, bescheiden und gesit-

gesittet, daß sich manche Kinder aus reichen Familien sie zu Muster hätten nehmen können.

„Es macht mir viel Vergnügen, sagte leise der Prediger zum Schullehrer, daß unsre Dorfjugend versteht, mit Anstand zu essen. Es ist eine Lust, in ihrer Gesellschaft ein brüderliches Mahl einzunehmen. Ein solches gutes Betragen findet man oft in der Stadt nicht, wo man sich doch rühmt, die Gesetze des Wohlstandes besser zu kennen als auf dem Lande. Da speiste ich vor vier Wochen in Wallburg bey einem sehr reichen Manne, der drey Knaben hatte und viel auf sie hält. Das Tischzeug war gar prächtig; wir aßen auf silbernem und porcellainenem Geschirre, und die Gerichte, deren wohl zehn aufgetragen wurden, waren von einem geschickten Koche sorgfältig bereitet. Der reiche Mann war einst mein akademischer Freund, und ich hatte nicht Ursache, bey ihm ein gezwungenes Wesen anzunehmen. Allein ich muß Sie versichern, daß ich wie auf Nadeln saß, und gern mit einem Stückchen trocknem Brot und einem Glas reinen Wassers vorlieb genommen hätte, wenn es mir nur möglich gewesen wäre, von dieser wohlbesetzten Tafel entfernt zu seyn. Denn das Betragen

der drey Knaben war so anstößig, unbescheiden und beleidigend, daß man keinen Bissen in Ruhe genießen konnte. Wenn ich mit dem Vater ein Wörtchen im Vertrauen sprechen wollte, da war bald der eine, bald der andere mit seinem lauschenden Ohre dabey, drängte sich mit frecher Miene zu uns, horchte mit offnem Munde, was wir sprachen, und ermahnte nicht, seine Bemerkungen, die meistens sehr läppisch und grob waren, über dieses und jenes zu machen, wovon geredet wurde. Ging der Teller mit einem Gerichte herum, so wollte jeder zuerst zugreifen, und wühlte dann so lange darauf herum, bis er das Beste erhascht hatte. Dieses gab zu heftigem Wortwechsel zwischen den drey Brüdern Veranlassung, und einer gab dem andern Schimpfnahmen; und dieses alles so laut, daß wir es hören konnten. Der Vater wurde zwar aufgebracht, und gebot Stillschweigen; allein die Jungen schienen sich nicht viel daran zu kehren; sie schwiegen wohl still, doch suchten sie sich einander durch Mienen und allerhand häßliche Verzerrungen des Gesichts zu kränken. Mit den Stühlen wackelten sie beständig herum, ja einer purzelte sogar um und verrenkte sich zwey Finger. Er hätte auch das Genick brechen können. Fast keiner

konnte

konnte recht den Löffel, die Gabel und das Messer halten, und wenn sie aßen, legten sie die Ellbogen auf den Tisch, als wären sie im Stalle erzogen worden. Während des Essens trat ein Fremder in den Speisesaal, ja, glauben Sie wohl, daß die jungen Herren aufgestanden wären und ihm einen Stuhl angeboten hätten? Sie wurden unwillig, daß sie etwas zusammen rücken mußten, um dem Fremden, einem guten Bekannten des Vaters, Platz zu machen; kurz, sie führten sich recht ungezogen auf, und ich hätte vieles drum gegeben, wenn ich eine solche unartige Tischgesellschaft hätte verlassen können, ohne dem Wohlstande zu nahe zu treten. Wenn man auch ein noch so großer Jugendfreund ist: so vergeht einem wohl die Lust, sich etwas länger unter solchen jungen Leuten aufzuhalten. Mit unsrer stillen, bescheidnen Jugend würde ich alle Tage gern speisen."

So sprach der Prediger, und es war Wahrheit, was er sprach. Solche Kinder, wie er sie schildert, kann man auch jetzt noch hie und da antreffen, und öfters da, wo man es nicht erwartet. Aber wer nur ein wenig

Ehr-

Ehrgefühl hat, wird sich wohl hüten, unter dieselben zu gehören.

Der Prediger hatte eben ausgeredet, als ein Paar Einwohner des Dorfes in dem Garten erschienen, um der versammelten Schuljugend eine frohe Nachricht zu überbringen. Sogleich standen Ernst Heimfeld, Jacob Stilling und noch Viele auf, und boten den Angekommenen ihren Platz an. Die erstern versicherten, sie würden ihren Platz nicht mehr einnehmen, sondern sich unter einen Baum setzen. Dieses geschah auch.

Nach genossenem Mahle erzählte der Pfarrer die Geschichte eines Knaben, der in seiner Jugend die Zeit verschwendete, seine Kenntnisse nicht zu vermehren suchte, und alles auf den kommenden Tag verschob. Es ward aus ihm ein ungeschickter Mensch, der seinen Nebenbrüdern wenig oder gar nicht nützlich werden konnte, sondern ihnen durch seinen Müssiggang und durch seine Unwissenheit nur zur Last fiel. Die Schüler und Schülerinnen wurden ermahnt, ja nicht seinen Weg zu betreten, und die schöne Zeit, die man in der Jugend hat, nicht ungenützt verstreichen zu lassen.

„Was

„Was ihr heute lernen und verrichten könnt, sprach der Prediger, das verschiebt ja nicht auf morgen; denn der morgende Tag ist nicht mehr euer, und ihr werdet an demselben wieder vieles zu thun finden.“

Frau Stille ließ darauf ihren schönen Flügel herbey bringen; Ernst Heimfeld trat hinzu, nahm ein Notenbuch vor sich, und Herr Ehrlich, der seinen Schülern manches schöne Lied erklärte und von ihnen auswendig lernen ließ, kündigte den Gesang an, der angestimmt werden sollte. Es wurde alles still, und die Versammlung sang schön und mit Empfindung folgendes Lied, das dem liebenswürdigen nun auch verstorbenen Kinderfreund Weiße, in Leipzig, der viele schöne Sachen für die Jugend geschrieben, zum Verfasser hat.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! heute will ich ruhn;
Morgen jene Lehre fassen;
Morgen diesen Fehler lassen;
Morgen dieß und jenes thun.

Und

Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was Andres sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen:
Dieß nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke,
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hasse, ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt.
Wohl denn! morgen, so wie heute
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Ver-

Anmerk. Die Melodie zu diesem Liede findet man in den Liedern für Kinder, aus Campe's Kinderbibliothek mit Melodien, bey dem Klavier zu singen, von Reichardt. Im zweyten Theile Seite 28.

Vergnügt stand man vom Tische auf, und nun versammelte sich Alles um die zwey Männer, die während der Mahlzeit gekommen waren, um der Schuljugend eine freudige Botschaft zu bringen. Sie berichteten dann, daß der Herr im nächsten Orte, welcher alle Flüsse und Bäche, die viele Fische enthielten, gepachtet hatte, der Schuljugend die Erlaubniß ertheile, in dem Bache zu fischen, welcher nahe an dem Dorfe vorbey floß. Sie hatten dieses kaum ausgeredet, so erhob sich ein lautes Jubeln und Händeklatschen; Adam Queckfilber lief nach seinem Hute, und schwenkte ihn, und Momus hob sein rechtes Bein, schlug an den Stiefel und rief: Juchhey! juchhey! Ernst Heimfeld sprang zu Herrn Ehrlich und bat ihn um die Erlaubniß, nach Hause laufen und ein Netz holen zu dürfen, welches er selbst gestrickt hatte. In einigen Minuten war er wieder im Garten, und seine Kameraden umgaben ihn und bewunderten seine Arbeit.

Bald hätte ich vergessen anzumerken, daß Herr Ehrlich nach geendigter Prüfung dem würdigen Prediger und den Schulvorstehern ein Papier einhändigte, welches für Knaben

und

und Mädchen von der größten Wichtigkeit war; denn auf demselben standen verschiedene Bemerkungen über jeden von ihnen. Alle wünschten gut angeschrieben zu seyn. Bloß einige von diesen Bemerkungen will ich hier mittheilen:

Ernst Heimfeld. Ist unstreitig der beste unter meinen Schülern. In den verflossnen fünf Monaten hat er mir nicht ein einziges Mahl Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihm gegeben. In den Lehrstunden ist er ruhig, äußerst aufmerksam, und selten entgeht ihm etwas von dem, was ich sage; daher seine Arbeiten immer gut sind. Aber auch was sein Herz betrifft, ist er musterhaft. Empfänglich für gute Ermahnungen, sucht er überall ihnen gemäß zu handeln, ist bescheiden, und doch nicht kriecherisch; gefällig, genügsam und gegen andere nie unbillig; wenigstens habe ich ihn niemals auf den entgegen gesetzten Fehlern ertappt.

Jacob Stilling. Wetteifert mit Ernst Heimfeld in jedem Stücke; nur ist er zuweilen etwas kindisch und geräth leicht in Hitze.

Hitze. Bey seinen Arbeiten beweißt er einen anhaltenden Fleiß, und läßt sich nicht leicht einen absichtlichen Fehler zu Schulden kommen.

Franz Kleinmeister. Hält gute Ordnung mit seinen Sachen, und hat, wenn gleich nicht so glückliche Talente als die vorhergehenden, doch einen offenen Kopf. Seine Urtheile sind größtentheils richtig, und er fühlt sehr gut das Schickliche und Unschickliche, das Schöne und Häßliche, Recht und Unrecht. Aber er handelt nicht immer seinen Einsichten gemäß, und ist oft ungerecht gegen die andern, besonders gegen kleinere und schwächere. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß er allzeit gut scheinen möchte, und lobsüchtig sey, auch da, wo er nicht gut ist und kein Lob verdient. Er kann sich gut verstellen, und man hat Mühe hinter den Heuchler zu kommen. Ich habe Hoffnung, daß er diesen häßlichen Fehler ablegen und seine vielen guten Eigenschaften vermehren werde.

Adam Queckfilber. Hat viel Kopf, und könnte es weit bringen, wenn er in den Lehrstunden nicht zerstreut, unruhig und oft unsittlich wäre. Er ist schon groß; wird aber,

von

von vielen kleineren, auch solchen übertroffen, die nicht so viel Talent haben als er.

Gutmann. Ist ein allerliebster Knabe; immer heiter, doch niemals wild; ein einziger Wink, ein einziges Wörtchen ist vermögend, ihn von etwas abzuhalten oder zur Bereuung eines Fehlers zu bringen. Sein zutrauliches, gefälliges und anschmiegendes Wesen erheitert oft mein Herz, und ich bin dem lieben Jungen viele frohe Stunden schuldig.

Wildmann. Ein wilder Knabe, der sehr schadenfroh ist, und sogar recht herzlich über die Unfälle Anderer lachen kann. Es fehlt ihm nicht an Kopf; aber an gutem Willen ihn zu gebrauchen. Er ist in den meisten Stücken dem geschilderten Adam Quecksilber ähnlich; und macht mir in den Lehrstunden viel Verdruß; denn er stört entweder die übrigen durch seine unwitzigen Späßchen; oder er schläft. Auch schont er nicht fremdes Eigenthum, und ist unverträglich.

Eleonore Heimfeld. Ist ein treffliches Mädchen. Ruhig, still, sittsam und aufmerksam auf meine Worte war sie von jeher; und

und sie ist auch jetzt noch immer, was sie war. Ihre Bescheidenheit ist groß, und nie habe ich von ihr etwas gehört, was gegen die Gesetze des Wohlstandes, der Sittsamkeit und Sittlichkeit gestritten hätte.

Solche Bemerkungen machte Herr Ehrlich über seine Schüler, und theilte sie bey jedem Examen dem Prediger und den Schulvorstehern mit, damit diese sehen möchten, was es für Leute unter der jungen Welt im Dorfe gäbe, und von wem man viel erwarten könne. Die Geschickten und Guten wurden vorgezogen, und, wenn es nöthig war, unterstützt. Gewiß macht jeder Lehrer und Erzieher im Stillen seine Bemerkungen über die ihm anvertrauten Zöglinge, und wenn er sie gleich nicht immer aufs Papier schreibt: so trägt er sie doch in seinem Herzen herum, und freut oder betrübt sich. Es müßte mit dem Herzen eines Zöglings sehr schlecht stehen, wenn er nicht wünschte seinem Lehrer und Erzieher Freude zu machen. Ob es wohl viele junge Personen dieser Art gibt? Kaum glaub' ichs.

Aber was geschah denn nun nach dem Mittagsmahle? werden manche Leser fragen.

Geduld

Geduld, meine Lieben! Alles kann nicht auf ein Mahl kommen. Einige von den Bemerkungen des Herrn Ehrlich wollte ich euch nicht vorenthalten, weil ich glaubte, daß sie euch nützlich werden könnten. Man freut sich ja doch immer, wenn man gute Menschen schildern hört; und die aufgedeckten Fehler Anderer können uns auch nützlich werden. Wenn wir an einem und dem andern von diesen Fehlern vielleicht selbst leiden: so kann uns die Betrachtung desselben an fremden Personen zu dem heilsamen Entschluß bringen, ihn abzulegen, und mit jedem Tage vollkommner zu werden.

Doch nun will ich erzählen, was sich im Parabiesgarten weiter zugetragen hat

„Nun gehts zum Fischen!" dachten Alle, als Heimfeld nach eingenommenem Mahle mit seinem selbst gestrickten Netze herbey gekommen war. Aber es ging nicht zum Fischen. „Wir dürfen," sagte der Lehrer, „nach dem Essen nicht gleich ins Wasser; das ist ungesund; ich dächte wir unternähmen einen Spaziergang ins Thal auf unser Lieblingsplätzchen." Alle waren damit zufrieden.

Das

Das Thal, wohin man ging, war ungemein schön und der beste Zufluchtsort in heißen Tagen; denn es war mit Kiefern, Tannen, Fichten und andern Bäumen wohl bepflanzt, und diese verursachten einen angenehmen Schatten und eine wohlthuende Kühle. Mitten durchs Thal floß ein rauschender Bach, dessen Grund wie marmorirt aussah. Kleine grüne Plätze wurden von mancherley Gesträuchen umzingelt, und manche bekamen das Ansehen natürlicher Lauben. Einen von diesen Plätzen, der besonders schön war, pflegte Herr Ehrlich mit seiner Schule zuweilen zu besuchen, und den Kindern daselbst dann und wann eine Geschichte zu erzählen. Man nannte aus diesem Grunde diesen Ort nie anders als das Lieblingsplätzchen, und es machte der Schuljugend immer Freude, wenn es hieß: Wir gehen auf unser Lieblingsplätzchen!

Als man hier am Prüfungstage ankam, lagerten sich Alle um den Lehrer und den Herrn Pfarrer, der auch mitgegangen war, und nun mit einer geheimnißvollen Miene die Gelagerten anredete: Lieben Kinder, sagte er, ihr habt durch eure Antworten und euer Betragen bey der heutigen Prüfung euerm rechtschaffenen

Leh-

Lehrer, vielen Eltern und mir Freude gemacht. Ihr bedürft keiner Belohnung; denn gewiß hat euch euer Herz schon dafür belohnt, und eine so schöne und süße Belohnung kann euch kein Mensch zu Theil werden lassen. Also nicht um euch zu belohnen, sondern um euch ein Andenken an den heutigen Tag zu geben, habe ich hier einige Bücher mitgebracht, in denen viele schöne Erzählungen vorkommen, die euch gewiß ein großes Vergnügen machen werden, wenn ihr sie leset. Sie sollen in den Schulgebäuden aufbewahrt werden, und Jedem zum Gebrauch freystehen. Nun zog er hervor: die Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde; die Geschichte Sandford's und Mertons; Vater Trautmann; und die Sittengemählde aus dem häuslichen Leben für Kinder, von Lossius.

„Aber ich hab' euch noch etwas zugedacht," fuhr der Prediger fort. (Die Kinder sahen ihn froh und forschend an.) „Das Perspektiv hat euch so sehr gefallen; ich will es euch zum gemeinschaftlichen Gebrauche schenken."

So

So hat sich gewiß noch kein König über sein ganzes Königreich gefreut, als die übermüthige Schuljugend über die wichtigen Geschenke des menschenfreundlichen Predigers. Man sprang um ihn herum, drückte und küßte seine Hände, und des Dankes konnte sobald kein Ende werden, besonders bey den besseren unter den Schülern.

„Nur noch eine Bitte hab' ich an euch, lieben Kinder! redete der geliebte Wohlthäter weiter, und ich habe das gute Zutrauen zu euch, daß ihr sie erfüllen werdet. Einige von euch führen sich nicht so auf, als sie sich aufführen sollten. O meine Lieben! wüßtet ihr nur, wie dieses eure Eltern, Vorgesetzten und alle Rechtschaffenen, die euch kennen, im Innersten schmerzt und betrübt, ihr würdet ihnen gewiß diese unangenehmen Empfindungen ersparen. Ich bitt' euch, seyd gut, und werdet mit jedem Tage besser; seyd verträglich und gefällig unter einander, versöhnlich und nicht rachsüchtig, wenn ihr manches Mahl von andern, vielleicht ohne Vorsatz, beleidiget werdet; legt das kindische und läppische Betragen in und außer der Schule ab; besonders aber seyd a u f r i c h t i g und keine H e u c h l e r. Habt ihr einen Fehler

gangen, so verhehlt ihn nicht; nichts ist abscheulicher als dieses; gesteht offenherzig, was ihr gethan; denn wenn einer noch so thöricht und boßhaft ist, so kann aus ihm noch ein verständiger und guter Mensch werden, wenn er das Herz hat, seine Fehler nicht zu verbergen oder zu beschönigen, sondern sie seinen Vorgesetzten zu gestehen. Hütet euch auch sorgfältig vor aller Verstellung, und redet nur das, was euer Herz denkt; und seyd ihr allein, werdet ihr von Niemandem beobachtet, so handelt doch so, als wären eure Eltern oder euer guter Lehrer zugegen. Thut ja, lieben Kinder! was ich euch wohlmeynend rathe, und mache mir diesem lieben Manne hier (sich zum Lehrer wendend) viele Freude."

Nun ergriff er die Hand des Herrn Ehrlich und sprach: „Liebster Freund! ich danke Ihnen im Namen der ganzen Gemeinde für Ihre Bemühungen, unsre Jugend zu geschickten und rechtschaffenen Menschen zu bilden. Sie haben schon viel Gutes gestiftet. Ihre Arbeiten sind Ihnen nicht mißlungen, und viele braven Einwohner danken Ihnen ihr Glück. O fahren Sie unermüdet fort, Heil und Segen um sich zu verbreiten; und ihr

Herz

Herz wird Sie dafür lohnen, alle Edlen werden Sie im Stillen segnen, und die Nachwelt wird Ihr Andenken ehren.“

Dem Lehrer und dem Prediger und vielen Schülern traten die Thränen ins Auge, und die erstern fielen sich in die Arme, gelobten mit vereinigten Kräften an dem Wohle der Jugend zu arbeiten, und sich weder durch Undank noch durch die Beschwerden ihres Geschäftes in der Erfüllung der Pflicht stören zu lassen.

Gerühret verließ man das Thal, und wandelte mit langsamen Schritten dem Garten der freundlichen Frau Stille zu. Diese hatte unterdessen ihren Gästen eine unerwartete Freude bereitet. Schon von weitem sah man auf einigen Bäumen kleine papierne Fahnen flattern, und der kleine Gutmann rief laut: Haha! unsre Frau Stille will gewiß ein Späßchen machen. Juchhey! rief sein Nachbar, und vorne schwenkte einer seinen Hut.

Die vortreffliche Besitzerin des Gartens, kam den Spaziergängern entgegen und erklärte, daß es ihnen frey stände, die Bäume, welche

mit Fahnen bezeichnet wären, zu ersteigen, das Obst abzunehmen und es in Körben zu sammeln. Ehe man sichs versah, waren die Bäume erstiegen; mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit hüpften die Knaben von einem Aste auf den andern, und manches Stadtkind, das bey Kaffee und Chocolade, bey Zuckerwerk und heissen Federbetten aufgezogen, und vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem kleinen Sprung sorgfältig verwahrt worden ist, würde, voll Angst, den Kletterern zugesehen, oder schwindlig sein Aeugelchen von dieser gefährlichen Scene weggewendet haben. Aber die Knaben, von welchen die Rede ist, waren des Springens und Kletterns gewohnt, und hatten sich darin durch wiederhohlte Uebung eine solche Gewandheit erworben, daß es gar nicht zu befürchten war, einer oder der andere werde herunterpurzeln und Schaden nehmen. Das abgelesene Obst ward unter die kleinen Gäste vertheilt, und schmeckte zum Vesperbrode gar herrlich.

Hierauf gings gegen Norden zu, einer Wiese entlang, hinter welcher jener Bach floß, in dem gefischt werden sollte. Die Freude läßt sich nicht beschreiben, welche die lustigen Knaben

ben empfanden, als sie am Bache ankamen. Das Netz that ihnen die besten Dienste, und sie zogen es fast kein einziges Mahl leer aus dem Wasser; immer zappelte eine Menge Schmerlen, Gründlinge, Weißfische, und einige Mahle auch eine Forelle darin. O wie sprangen, wie jubelten sie, wenn ein großer Fisch in dem Hamen zappelte! Jene Fischer, welche einst einen goldnen Dreyfuß aus dem Meere zogen, können über ihren kostbaren Fang nicht froher gewesen seyn.

Einige von den kleinen Fischern steckten ihre Hände in die Löcher, welche an den Ufern in großer Menge waren, und zogen viele Krebse heraus. Adam Queckſilber hatte einen nicht gut gefaßt, und der Krebs bekam ihn beym Zeigefinger, und kneipte ihn so stark, daß Adam aus dem Wasser sprang und zu schreyen anfing: Jemine! Jemine!

Höre, Adam, sagte der kleine Gutmann, wir wollen über den Verbrecher ein militärisches Gericht halten, wie die Schildbürger.

Der

Der Vorschlag fand Beyfall. Einige versammelten sich, und Quecksilber nahm den Krebs und führte folgende Anklage gegen ihn: „Herr Richter Momus, dieser unverschämte Räuber mit den scharfen Scheeren hat mich Unschuldigen angepackt, und hätte mich bald um meinen Zeigefinger gebracht. Und dieser ist mir gar lieb und werth, denn mit ihm und dem Daumen halte ich die Feder, mit der Feder schreibe ich viel nützliche Aufsätze, die ich auswendig lerne, und wenn der Räuber Krebs, meinen Zeigefinger, den ich wahrlich nicht um eine Million Kremnitzer Dukaten hingäbe, zerdrückt hätte, so würde ich wohl das Schreiben bey Seite lassen müssen. Das Verbrechen ist groß, Herr Richter! und ich fordre volle Genugthuung."

„Die sollt ihr bekommen," sagte Momus. „Ein jeder sage, was der Verbrecher für eine Strafe verdiene."

Einer. Er soll gehangen werden.

Ein zweiter. Man lasse ihm zur Ader.

Ein

Ein dritter. Ich dächte, wir verwiesen ihn aus dem Lande.

Ein vierter. Nein! er muß sterben! Er verdient, daß er gerädert werde.

Der Richter Momus. Kurz, meine Herren! mir fällt ein gar passendes Strafmittel ein. Der Räuber hat das Leben verwirkt, und er muß — ersäuft werden. Nun wurde der Krebs genommen und — in den Bach geworfen. Das gab wieder etwas zu lachen.

Mit Fischen und Krebsen wohl versehen, kehrten die muntern Schüler in den Garten zurück; hier wurde alles, was sie gefangen hatten, zurechte gemacht, und mit gutem Appetite verzehrt.

Allzu viel ist ungesund, hieß es endlich, und man traf Anstalten, den Paradiesgarten zu verlassen. Man bedankte sich herzlich bey der liebreichen Frau Stille, und stellte sich in Ordnung. Der kleine Gutmann griff nach der Fahne, und Ernst Heimfeld nach der Trommel; und nun gings aus dem Garten, immer nach

der

der Schule zu. Hier dankten Schüler und Schülerinnen dem Lehrer für das Vergnügen, das er ihnen am verflossnen Tage bereitet hatte, wünschten sich einander eine ruhige Nacht, und jeder eilte dem väterlichen Hause zu, wo er den Eltern alles erzählte, was vorgefallen war.

Lange konnte man diesen Tag nicht vergessen, und noch jetzt erinnert man sich mit Freuden daran.

Die

Die unglückliche Weinlese.

Der Spätherbst rückte mit schnellen Schritten heran, und die Wiesen waren nach einer heitern Nacht immer mit einem weißen Reife überzogen, welcher gar lieblich anzusehen ist, besonders wenn die sanft aufsteigende Sonne die ersten milden Strahlen auf die halbgefrornen Thautropfen fallen läßt. Die Felder lagen leer und öde; denn Weitzen, Roggen, Gerste, alles, alles war nun in den Scheunen. Die Sperlinge zogen rottenweise den Wohnungen der Menschen zu, und nur Häufflinge schwirrten zu Hunderten auf den stillen Aeckern herum.

Auch in den Gärten sah es jetzt düsterer aus als sonst; die Zweige der fruchtbaren Bäume sanken nicht mehr, gedrückt von der Last des wohlschmeckenden Obstes, zur Erde nieder, und keine grünen Blätter verbargen

rothwangige Aepfel, citronenfarbige Birnen und längliche, dunkelblaue Pflaumen. Vor einer Woche waren die letzten Reste dieser gepriesenen Früchte von kletternden Knaben in reinliche Körbe und Hüte gesammelt, und von den Eltern unter sie vertheilt worden. Blos wohlriechende Quitten drängten sich noch hier und da zwischen steifen, gebogenen Blättern hervor; bestimmt zu einer säuerlichen, aber nicht übelschmeckenden Suppe. Einige davon wollten die muntern Knaben mit glühenden Kohlen bedecken, und, gebacken, im brüderlichen Kreis verzehren, so wie sie es oft mit mehligen Kartoffeln thaten, die gleich hinter den Häusern in Menge angebaut wurden.

Auf den abgemähten Aeckern ruhte eine ernste Stille, die nur zuweilen durch den dumpfen Glockenhall herumziehender Heerden, und durch ein bängliches Gesäusel ausgedorrter Stoppeln unterbrochen wurde.

Aber an den Bächen, die mit Gebüschen umsäumt waren, sah man alle Morgen kleine Vogelfänger bedächtig herumwandeln, und mit neugierigen Blicken und unruhigen Herzen durch das dicke Gesträuch lauschen, ob nicht

etwa

etwa ein hungriges Rothkehlchen, gelockt durch die röthlich gelben Pfaffenhütchen, sein Beinchen auf das betrügliche Hölzchen der Sprenkel gesetzt, und sich in der ausgebreiteten Schlinge gefangen habe. Triumphirend und außer sich vor Freude, kam mancher nach Hause gesprungen, wenn er die Sprenkel von der Mitte des halben Bogens auf die Erde herabgezogen, und darin ein flatterndes Vögelchen mit einem dunkelgelben Halse fand.

So sah es im großen Tempel der Natur aus. Die meisten Freuden, die sie im Frühlinge, Sommer und Herbste gewährt, waren genossen, und in einer kleinen Ferne winkten die rascheren Belustigungen des herannahenden kalten Winters, dieses geliebten Freundes der unverzärtelten, kraftvollen Jugend. Aber im Hintergrunde des Tempels der Natur harrte der Menschen noch Ein herbstliches Vergnügen, dem Jung und Alt mit großer Freude und lästiger Ungeduld entgegen sah; das Vergnügen der Weinlese.

Die saftigen Trauben waren dieses Jahr etwas langsam gereift, und der Oktober nahte sich zu Ende, ehe man sie zusammenlesen, kel-

tern

tern und in ein goldgelbes Getränk verwandeln konnte. Endlich erschien die obrigkeitliche Erlaubniß dieses zu thun, und ein neues, geschäftiges Leben erwachte in den Weingebirgen und Weinstädten. Die Fässer wurden mit bessern Reifen beschlagen, rein ausgespült, und mit dem übrigen Geschirre auf hochbepackten Wagen in die Weingärten geführt. Männer, wie die Jugend, wandelten ältliche Winzer, vergnügte Leser und Leserinnen, versehen mit geschliffenen Hippen und reinlichen, kleinern und größern Butten, auf die mit schmackhaften Reben bepflanzten Hügel; mancher frohe Gesang strömte aus ihrem Munde, und mischte sich in die Gesänge der Lerchen, die, hoch in der Luft schwebend, ihre Lieder trillerten, oder in das Gesäusel kühler Lüftchen, die sich durch herabrosselnde Blätter drängten.

Auch in Wallbergs Hause wurden mehrere Tage hindurch große Anstalten zur langersehnten Weinlese getroffen. Sein Weingarten lag drey Stunden von Ruhenthal entfernt, wo der rechtschaffene Mann, frey von Nahrungssorgen, geschätzt von dem ganzen Städtchen, glücklich und zufrieden in dem Schooße einer stillen, edlen Familie seine Tage

lebte

Böse und des Guten viel um sich verbreitete. Mehr, als seine Reichthümer lagen ihm seine zwey Kinder, Wilhelm und Marianne, am Herzen. Der erste hatte sein zehntes Jahr erreicht, und erregte bey seinen liebevollen Eltern die schönsten Hoffnungen. Glücklich entwickelte sich jede seiner Anlagen, und sein Verstand war schon mit manchen nützlichen Kenntnissen bereichert. Alle, die ihn kannten, glaubten, daß aus ihm einmahl ein sehr verständiger, geschickter Mensch werden würde, da er schon in einem so zarten Alter auf die ihm vorgelegten Fragen die passendsten Antworten gab, und alles leicht begriff, was man ihm erklärte. Aber noch mehr war sein sanftes, liebreiches Herz werth. Ehrerbietig gegen seine Eltern und Vorgesetzten, gefällig und dienstfertig gegen andere, verträglich mit seiner Schwester und Allen, an die sich liebend sein Herz hing, mitleidig bey dem Elende seines Nebenmenschen, bescheiden, und allezeit geneigt, väterlichen Ermahnungen Gehör zu geben und sie zu befolgen, hatte sich Wilhelm die Liebe Aller erworben, die ihn kennen lernten.

Aber niemand freute sich wohl so innig und aufrichtig über den hoffnungsvollen Knaben,

als sein ehrwürdiger Vater und seine zärtliche Mutter. „Ach! wie unaussprechlich glücklich sind wir,“ sagten sie oft, wenn sie allein waren und über ihre Lage nachdachten, „wie unaussprechlich glücklich! Der Himmel hat uns mit zwey lieben guten Kindern gesegnet; sie sind so fleißig, so folgsam, so kindlich gegen uns gesinnt, machen uns eine Freude nach der andern, versüßen uns jeden Tag, jede Stunde, und bestreuen uns den Weg durchs Leben mit Rosen. Wahrlich! keine Freude, keine Seligkeit kann für uns größer seyn, als die, welche uns der Besitz zweyer gearteter Kinder gewährt.“

Oft, wenn die glücklichen Eltern so sprachen, kam Wilhelm an Mariannens Seite in die reinliche, lichte Stube, oder in den wohlbepflanzten Garten gehüpft, der gleich hinter dem Hause an einem kleinen Flusse lag; beyde ergriffen die dargebotene Hand des stillen Vaters und der sanft lächelnden Mutter, schmiegten sich liebevoll an sie, und erzählten, wo sie gewesen, was sie in den Privatstunden gelernt, und wie sie eben mit einem armen Manne gesprochen, und in ihm einen verständigen Menschen gefunden; oder wie sie Nachbars kleines

Hann-

Hannchen mit einem Blumenkranze bekränzt, und ihr das Geschichtchen von der vierjährigen Susanna erzählt hätten, welches sie neulich von der lieben Mutter in der hintersten Geißblattlaube gehört und noch nicht vergessen hätten.

In der Mitte des Novembers feyerte Frau Wallberg ihr Geburtsfest, und ihre Kinder hätten nie ermangelt, ihr an diesem frohen Tage Beweise ihrer innigsten Dankbarkeit, ihrer kindlichsten Liebe zu geben. Jetzt wollten Wilhelm und Marianne die gute Mutter an dem wichtigen Novembertage mit einer Illumination überraschen. Alles war schon verabredet, und kein Mensch sollte etwas davon wissen, als der alte Martin, der im Wallbergschen Hause Aufseher über die Gärten und andere Sachen war, die in die Oekonomie einschlugen. Ihn konnte man nicht entbehren; denn er sollte das Gerüste verfertigen, worauf man den erleuchteten Tempel, den Wilhelm und Marianne aus Pappe gemeinschaftlich verfertigten, hinstellen wollte.

Heimlich schlich sich Wilhelm in einen Kaufladen, und kaufte diejenigen Materialien, die

die er zur Illumination nöthig hatte. Mit äußerster Sorgfalt und vieler Mühe schnitt er die Pappen aus, und sein geschäftiges Schwesterchen half ihm das bunte Papier, welches hinten angeklebt werden sollte, zurecht machen. Ueber dem einfachen, schönen Tempel sollte die kurze Inschrift stehen: Lebe lange, liebe Mutter!

Wilhelm und Marianne wollten den Abend vor dem Geburtsfeste so lange wach bleiben, bis die Mutter zu Bette gegangen wäre; dann wollten sich Beyde mit dem verschwiegenen Martin leise in ihre Stube schleichen, und gerade der Thüre gegen über, aus welcher Frau Wallberg kommen mußte, wenn sie ihr Schlafgemach verließ, den Tempel errichten. Vor demselben sollte eine kleine Lampe brennen, und die Geschenke bescheinen, welche die dankbaren Kinder ihrer Mutter zugedacht hatten. Sie bestanden in einer niedlichen, lakirten Zuckerdose von Pappe, die der geschickte Wilhelm, und in einer allerliebsten Zeichnung, welche die sanfte Marianne verfertigt hatte. Am Geburtsfeste wollten Beyde recht früh das Bett verlassen, die dünnen Wachslichter hinter dem Tempel, und die

Lam-

Lampe vor demselben anzünden, sich dann hinter das Gerüste verstecken und die Ankunft der Mutter erwarten. „Wie wird sie staunen,“ sagte Wilhelm, wenn sie hereintritt, und den erleuchteten Tempel erblickt; ich weiß gewiß, Mutter weint vor Freude. Wenn sie nun einige Augenblicke die Illumination angesehen hat, dann stürzen wir hervor, fallen ihr um den Hals und rufen laut: „Lebe lange, liebe Mutter!“

Marianne lächelte froh über seine Rede, trat vor den Bruder hin, ergriff seine Hand und sprach: Dann wird Vater auch herbeygerufen, und wenn er sich mit Mutter freut, ergreifst du einen und ich den andern Kranz; du bekränzest den Vater und ich die Mutter! Das soll dir ein Freudenfest geben.

Wilhelm. Aber, liebes Schwesterchen! woher die Kränze? woher die Blumen dazu? Die meisten sind dann in unserm Garten verblüht.

Marianne. Dafür laß du mich sorgen. Der Gärtner des Herrn von Ringk ist uns gut, das weißt du? Er hat uns erst neulich zu sich in den Garten eingeladen; da könnten wir,

ſagte er, uns im Treibhauſe ſchöne ausländiſche Blumen ausſuchen. Freylich iſt es nicht fein, wenn man gleich geneigt iſt, das anzunehmen, was uns andre anbieten; der Vater meint, es wäre eine Art von Betteley; aber hier muß es nicht ſo genau genommen werden. Es gilt ja den Geburtstag unſrer Mutter!

Solche Geſpräche führten ſie alle Tage, und immer fiel ihnen etwas Neues ein, was ſich am erſehnten Feſte ausführen und unternehmen ließe. Noch war aber der Tempel nicht zur Hälfte fertig, als man anfing Anſtalten zur bevorſtehenden Weinleſe zu treffen. Die Kinder legten daher ihr angefangenes Werk bey Seite, mit dem feſten Entſchluſſe, es ſogleich wieder vorzunehmen, wenn ſie aus dem Weingarten nach Hauſe kämen.

Herr Wallberg zog zur Zeit der Leſe mit ſeiner ganzen Familie in den Weingarten, wo ſich ein ſehr bequemes Haus befand, in welchem er vierzehn Tage mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und einigen redlichen Freunden die Seligkeit des Landlebens genoß. Schon drey Wagen hatten die Sachen, deren man dort nicht entbehren konnte, dahin gebracht, und

und der Tag rückte heran, an welchem Herr Walberg mit seiner Familie in der vor kurzem gekauften Kutsche hinfahren wollte. Wilhelm packte sorgfältig seine Sachen zusammen; sein birnbäumenes Blasrohr, seinen elastischen Bogen mit Pfeilen und Köcher; Cambe's Robinson nebst andern nützlichen Schriften, Papier, Federn und Dinte und einem kleinen Fernrohre, das ihm sein Vater von der Leipziger Ostermesse mitgebracht hatte. Marianne that dasselbe, und versah sich mit allem Nöthigen.

„Wenn ihr noch etwas mitzunehmen habt, lieben Kinder! sagte der Vater einen halben Tag vorher, ehe man abreiste, so packt es bald ein und bringt es mir auf meine Stube, wo ich es in meinen Koffer einschließen will. Aber daß ich es ja vor vier Uhr erhalte. Morgen vor Sonnenaufgang geht's fort."

Die Kinder hüpften vor Freuden um den Vater herum, sprangen zur Mutter und riefen: Weißt du's schon? Morgen gehts fort! um diese Zeit essen wir morgen im Weingarten, und der Kammerrath Horstig ißt mit und erzählt uns vielleicht eine Geschichte. Voriges

Jahr hat er uns recht angenehm unterhalten. Erinnerst du dich noch, Mariannchen! an die schöne Erzählung: Tai und Scherik, oder Vertrauen und Treue, die er uns aus den Palmblättern vorlas? Sie war gar herrlich; Allen hat sie gefallen.

Marianne. Ach! ich erinnere mich. Das Erzählte fiel in Arabien vor, ehe noch Mahomed lebte, der die türkische Religion stiftete. Die Einwohner verehrten damahls einen bösen und guten Gott; alles Unglück schrieben sie jenem, und alles Gute diesem zu; und jedem von diesen Göttern zur Ehre feyerten sie in der Woche einen Tag. Wer an dem Feste, welches dem bösen Gott gewidmet war, vor dem Könige erschien, wurde ohne Gnade gefangen genommen und verbrannt. Ein reicher Araber, Namens Tai, der in der Wüste herumreiste, ward von Räubern überfallen und seiner ganzen Habe beraubt. Zwey Tage mußte er mit seiner Frau und seinen Kindern hungern. Da entschloß er sich, zum Könige Naam zu gehen und ihn um Hülfe zu bitten. Ach! der Unglückliche kam gerade an dem Tage, der dem bösen Gott heilig war, vor den Thron; und der König verurtheilte ihn, nicht ohne

Mit-

Mitleiden, zum Tode. Jetzt erst erinnerte sich Tai an das grausame Opfergesetz; erschrak und bat nur noch um die Erlaubniß, hineilen zu dürfen zu den schmachtenden Kindern, und ihnen und ihrer Mutter Erquickung und Speise mitzunehmen, sie müßten sonst eines schmählichen Todes sterben; er wolle dann gleich zurückkehren und sich dem Gesetze unterwerfen. Aber der König verlangte einen Mann, der für ihn Bürge stände, und in dem Falle, daß Tai nicht wieder käme, dem bösen Gott geopfert werden könnte. Lange wollte sich niemand zu dieser Bürgschaft verstehen; endlich trat der Liebling des Königs hervor und leistete sie. — —. Sein Name ist mir schon entfallen.

Wilhelm. Scherick hieß der Edle. Tai eilte zu seinem Weibe und den Kindern. und erquickte sie mit Speisen. Endlich schlug die Stunde, in welcher das tobende Volk das Schlachtopfer für den bösen Gott mit Ungestüm forderte; aber Tai war noch nicht zurückgekehrt, und Scherick ward gebunden und zum Altar geführt. Alle Vorbereitungen zu seinem Tode waren bereits gemacht, und der Hohepriester ergriff schon das steinerne Opfermesser und zuckte es über dem Gebundenen, als Tai keichend

und

Vater. Und weißt du auch, wie er dazu kam? Kortes war von jeher ein großer Liebhaber vom Schießen, und nie freute er sich mehr, als wenn er auf wilde Enten und Schnepfen Jagd machen konnte. Er wußte auch das Gewehr zu brauchen, und galt allgemein für einen guten Schützen. Manches Wildpret hatte er erlegt. Eines Tages geht er hinter unserm Garten immer den Fluß hinauf, und will einige Sperlinge erlegen. Indem er aber auf eine Rotte, die auf mehreren Bäumen saß, zielt, fliegen ein halb Dutzend wilde Enten vorbey. Hurtig setzt er ab, zieht die kleinen Schrote heraus, und ladet das Gewehr mit gröberem Bley. Nun stößt er die Flinte einige Mahl an die Erde, welches die Jäger oft zu thun pflegen, vielleicht um die Schrotkörner fester an einander zu schütteln. Aber der aufgezogene Hahn geht ab, die Flinte los, und die Ladung dringt in die rechte Hand. Es schaudert mich, wenn ich an die Operation denke, die mit dem unglücklichen Kortes vorgenommen werden mußte. Ich kam zufälliger Weise dazu. Der Wundarzt fuhr mit eisernen Werkzeugen unter der obern und untern Haut herum; zog oder riß vielmehr den Werg-pfropfen, der auf dem Pulver lag, aus dem

Flei-

Fleische hervor, und es vergingen wohl zwey Stunden, bis er alle Schrotkörner heraus gebracht hatte. Was Kortes für Schmerzen ausstand, könnt ihr euch leicht vorstellen. Sein Geschrey konnte man in der zweyten Straße hören.

Marianne. Ach! du lieber Himmel! wer nur das böse Pulver erfunden hat!

Vater. Ich weiß nicht, ob ich euch die traurige Geschichte vom vorletzten Palatine in Ungarn, Leopold, erzählt habe. Er war ein Bruder des jetzigen Oestreichischen Kayſers und Königs von Ungarn, Franz; ein vortrefflicher Mann, und geliebt von der ganzen ungarischen Nation. Noch vieles hätte er für das Beste derselben thun können, wenn ihn nicht ein gewaltsamer Tod aus dem Kreise der Lebendigen entrückt hätte. Er nahm Theil an einem Feste, welches in einem königlichen Lustschlosse nahe bey Wien veranstaltet wurde, und begab sich in ein Gemach, worin alles zu einem Lustfeuer bereit war; ein Feuerfunke gerieth ins Pulver, zündete den ganzen Vorrath desselben an, und der unglückliche Palatin ward so übel zugerichtet, daß er bald darauf seinen Geist

auf-

aufgab. Und dieß ist schon vielen Hunderten und Tausenden geschehen. Aus diesem Grunde seh' ich es nicht gern, wenn besonders junge Personen sich mit Gewehr und Pulver abgeben.

Wilhelm. Es ist wahr, lieber Vater! was du sagst. Ich seh' es wohl ein. Aber wenn Martin, der doch mit dem Gewehre umzugehen weiß, bey mir ist und mir die Kanone ladet: so kann mir doch kein Unglück begegnen. Ich möchte doch nur einmahl hören, ob das Kanönchen stark knallt. Und es ist in der Weinlese auch eine gar große Lust, wenn geschossen wird und die Berge den Schall zurück werfen.

Vater. Daran soll es nicht mangeln. Ich habe auch für dieses Vergnügen gesorgt. (Nach einer Pause, in der er für sich nachgedacht hat.) Nun ja, ich will dir's erlauben, deine Kanone mitzunehmen. Martin kann sie dir laden und abfeuern. Hier hast du vier Groschen, dafür mag er ein Viertel-Pfund Pulver holen.

Wilhelm küßte dankbar die Hand des nachgiebigen Vaters, sprang freudenvoll die Treppe hin-

hinunter, und schickte den treuen Martin in das nahgelegene Materialgewölbe, wo er ein Viertel-Pfund Pulver einkaufte. Herr Wallberg hohlte ein schönes großes Pulverhorn herbey, welches um und um mit dickem Messinge beschlagen und noch ein Erbgut von seinem Großvater war. In dieses wurde das Pulver gefüllt, und mit der Kanone den übrigen Sachen, die man mitnahm, beygelegt.

Die Morgenröthe hatte am folgenden Tage noch nicht den heitern Himmel gefärbt, als schon die gutbeladene Kutsche vor Wallbergs Hause stand, und Groß und Klein in dieselbe stieg. Man hatte bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt, als die erwärmende Sonne hinter dem östlichen Gebirge in ihrer bezaubernden Herrlichkeit aufstieg, und ihre reinen Lichtstrahlen auf das heitre Antlitz der Reisegesellschaft warf. Man schlug die Fenster auf, und trank gleichsam mit gierigen Zügen die reine, stärkende Morgenluft. Die Reitze der Natur machten auf Alle den stärksten Eindruck, und man war in ihrer Betrachtung ganz versunken, als man unvermuthet einen leisen menschlichen Gesang vernahm, der von dem holden Klange einer Zither begleitet wurde. Alle horchten,

und

und Andacht, hohe Andacht erfüllte ihre Herzen.

Endlich unterbrach Wilhelm das tiefe Stillschweigen, welches einige Minuten gedauert hatte. „Wär' es nicht besser, lieber Vater! sprach er, wenn wir aus dem Wagen stiegen und zu Fuße unserm Weinberg zuwanderten? Ich weiß nicht, es wird mir hier alles zu enge; der Morgen ist so schön, er ist es werth, daß man ihn ganz genieße." Der Vater willigte drein, und stieg mit seinem Sohne aus der Kutsche; die Mutter aber und Marianne fuhren voraus, und wollten für die Nachkommenden das Frühstück bereiten.

Herr Wallberg schlug seitwärts seinen Weg ein, denn es war in seiner Brust ein großes Verlangen erwacht, jenen Sänger mit der Zither zu sehen und ihn zu sprechen. Sie gingen immer der Stimme nach, und kamen endlich zu ihm. Ein holder Jüngling saß unter einer Eiche, auf einem mit Blättern bestreuten Rasen; sein offener, milder Blick, die Bescheidenheit, die sich in seinem Auge rein abspiegelte, die Herzensgüte, die sich deutlich auf seinem Gesichte abdrückte, das ernste, ruhige

hige Nachsinnen, in welches er versunken zu seyn schien, die stille Andacht, die sich über sein Antlitz ergoß, alles dieß flößte Herrn Wallberg und seinem Wilhelm eine Art von Ehrfurcht gegen den Sänger ein. Beyde stellten sich hinter ein Gebüsch, so daß sie von dem andächtigen Jünglinge nicht bemerkt werden konnten. Er machte eine Pause; stimmte aber bald wieder seine Zither und sang mit tiefer Empfindung:

Wer des Lebens Freuden will
Rein und wahr genießen,
Wandle harmlos, fromm und still!
Hab' ein frey Gewissen!
Hab' an Gottes Schöpfung Lust!
Liebe Sonn' und Sterne!
Seines Adels sich bewußt,
Geh' er hin und lerne!

Lerne was ihn heben kann
Ueber Mond und Sonnen!
Wandle muthig auf der Bahn,
Die er hat begonnen!
Schaue liebevoll umher
Auf die andern Waller!

Wirke gern, leicht oder schwer,
Zu der Wohlfahrt Aller.

Wer des Lebens Harm und Schmerz
Leichter will ertragen,
Habe nur ein reines Herz!
Und er darf nicht zagen;
Und die Tage schweren Zugs,
Die uns nicht gefallen,
Werden endlich leichten Flugs
Ihm vorüber wallen.

Den dritten Vers sang er mit bebender Stimme; und Thränen traten ihm ins Auge, als er zu den Zeilen kam:

Und die Tage schweren Zugs,
Die uns nicht gefallen u. s. w.

Seine Stimme verließ ihn, die Macht der Empfindung erstickte sie, und er schwieg. Jetzt trat Wallberg mit seinem Sohne vor den gerührten Fremdling, der durch ihre unerwartete Ankunft etwas überrascht schien, sich aber gleich wieder zu fassen wußte. „Guten Morgen! theurer Unbekannter!“ sagte Herr Wallberg.

Der

Der Unbekannte. Ich danke. Der Morgen ist schön; wir haben lange seines gleichen nicht gehabt.

Herr Wallberg. Ihr schöner Gesang erhöht seine Reitze.

Der Unbekannte. Schön ist er eben nicht; die Nachtigall singt schöner; aber er thut meinem Herzen wohl, erheitert es und erhebt mich zu dem, der uns diesen schönen Morgen bereitet hat: er geht mir von Herzen und dringt in mein Herz zurück.

Herr Wallberg. Was von Herzen geht, geht wieder zu Herzen. Ihr herzlicher Gesang hat mich und meine Familie gerührt, und ich danke Ihnen dafür. (Der Sänger erröthete.) Aber, theurer Jüngling! was für ein Schicksal bringt Sie hierher? Innige Theilnahme an demselben läßt mich diese Frage thun.

Der Unbekannte. Ich spreche nicht gern von meiner Lage, denn dieß hieße zu schwach seyn, sie zu ertragen, oder es schiene, als wollte ich die Hülfe Anderer erbetteln. Sie

aber

aber scheinen mir nicht der Mann zu seyn, der mich mißverstehen könnte; gern will ich Ihnen daher einiges von meiner Geschichte erzählen.

„Ich habe das Glück, einen Vater zu besitzen, der an Rechtschaffenheit wenige Männer seines Gleichen haben dürfte. Mein Lob kann wohl verdächtig seyn; aber es ist gerecht, und alle edle Menschen, die meinen Vater kennen, nannten ihn allezeit einen Redlichen. Meine Mutter gab ihm an Güte der Gesinnung nichts nach; wohlwollend gegen Jedermann, erwarb sie sich Aller Liebe, die ihr Herz kennen lernten. Meine Erziehung wurde von solchen Eltern besorgt, und ihr danke ich die Heiterkeit und Ruhe des Gemüthes, die mich selten verläßt, und die mir in meinen gegenwärtigen Umständen so nothwendig ist."

„Durch seine Geschicklichkeit hat sich mein Vater von einem Ehrenamte zum andern gehoben, und der Fürst bezeigte ihm, durch manche gnädige Zuschrift, seine volle Zufriedenheit mit seiner Treue und Gewissenhaftigkeit. Er machte ihn sogar zu seinem Geheimen-Rathe, und bediente sich seiner Rathschläge in den wichtigsten und verwickeltesten Angelegenheiten.

Mit

Mit einem solchen Zutrauen geehrt, und zur Uebernehmung einer Menge schwerer Geschäfte ermuntert, ahndete mein Vater das Gewitter nicht, das sich über seinem Haupte zusammen zog. Argliſtige boshafte Neider beſchloſſen, ihn zu ſtürzen, und es gelang ihnen, das Herz des leichtgläubigen Fürſten ihm zu entziehen. Doch, damit begnügten ſie ſich noch nicht. Mein Vater hatte ihre Schleichwege, die ſie oft einſchlugen, um dieſe oder jene Begierde zu befriedigen, bemerkt, und ſie ernſtlich davor gewarnt. Dadurch erbittert, ſuchten ſie meinen Vater ſo zu kränken, als es nur immer möglich war. Es gelang ihnen. Mein Vater wurde der Untreue angeklagt, und, unverhört, in einen Thurm geworfen, wo er in einem elenden Loche ſchmachtet. Meine Mutter und ich beſeufzten ein Viertel-Jahr ſein trauriges, unverdientes Loos; thaten Vorſtellungen, Bitten; aber alles half nichts. Unſer Haus und alles, was wir beſaßen, ward uns entriſſen, und eines Abends, da wir uns unter einander über unſer Unglück tröſteten, erhielten wir den ſchrecklichen Befehl, in vier und zwanzig Stunden das Land zu verlaſſen. Schmerzvoll thaten wir, was man uns befahl.“

„Entblößt von allem, kamen wir über die Grenze; hier überfiel meine tief gebeugte Mutter ein hitziges Fieber, und wir hätten unter freyem Himmel darben müssen, wenn nicht ein redlicher alter Mann, in einem Dorfe uns seine Stube angeboten, uns liebreich aufgenommen, und mit Speise und Trank versehen hätte. Ach! meine Mutter machte es nicht lange; die Krankheit verschlimmerte sich, und sie entschlief mit den Worten: Rette deinen Vater! Stumm, doch heilig gelobte ich dieses.“

„Drey Tage sind es nun, daß ich die Hütte des menschenfreundlichen Landmanns verlassen, und mich auf den Weg zu dem Fürsten begeben habe. Ich will ihn selbst sprechen, will ihn um alles, was ihm heilig ist, bitten, die Sache meines Vaters von unpartheyischen Richtern untersuchen zu lassen, und einen Unschuldigen aus einem dumpfen Kerker zu erlösen, wo er bald, ach! bald zu Grunde gehen muß. Unschuldig ist mein Vater! das ist gewiß!“

Herr Wallberg. Wie sehr bedaure ich Sie, edler Jüngling! Ihren Vorsatz, den Fürsten selbst zu sprechen, muß ich billigen;

ich

ich befürchte nur, daß man Sie nicht vorläßt. Haben Sie Bekannte, Freunde am Hofe?

Der Unbekannte. Das eben nicht; aber das Bewußtseyn meiner gerechten Sache wird mir Muth und Gelegenheit verschaffen, vor dem Fürsten erscheinen zu können. Ich hoffe, seine Residenzstadt noch heute zu erreichen.

Herr Wallberg. Sie können in vier Stunden dort seyn. Hören Sie, lieber Freund! es fällt mir eben ein, daß ein gewisser Herr Horstig, Kammerrath zu Ruhenthal, in der Hauptstadt dringende Geschäfte hat; es ist möglich, daß er noch heute dahin reist, und dieß wäre für Sie das beste Mittel, die Erlaubniß zu erlangen, den Fürsten sprechen zu dürfen. Horstig ist mein Freund, und steht mit einigen Ministern in freundschaftlichen Verhältnissen. Meine Kutsche steht zu Diensten, und da Sie ohne Zweifel Mangel an Gelde leiden, so kann ich auch damit dienen. (Er zog eine Börse hervor und überreichte sie dem Jünglinge.)

Die Farbe der Schamhaftigkeit überzog das Gesicht des rechtschaffenen Fremdlings; das angebotene Geschenk hatte sein zartes Ehrgefühl beleidigt, und er schlug es gefaßt mit einem edlen Stolze aus.

Herr Wallberg. Darf ich Sie um Ihren Namen fragen, theuerster Jüngling.

Der Unbekannte. Eduard Wertheim.

Herr Wallberg. O so finden Sie in dem Kammerrathe Horstig einen großen Freund Ihres Vaters; er hat mir oft von ihm erzählt. Eilen Sie nach Ruhenthal, und gehen Sie nur gerade zu ihm hin; meine Kutsche soll bald folgen.

Herzlich faßte Eduard des ehrwürdigen Wallbergs Hand, netzte sie mit Freudenthränen, und Wilhelm und sein Vater mußten ihr Tuch hervorziehen und die herabperlenden Zähren von ihren Wangen trocknen. Sie nahmen einen rührenden Abschied, und der alte Wallberg rief dem edlen Sohn einige Mahl nach: Retten Sie glücklich den Vater!

Gedan-

Gedankenvoll ging Wilhelm an der Seite des Vaters. „Das ist ein edler, dankbarer Sohn!“ sprach dieser, und Wilhelm bejahte es mit einem vielsagenden Blick. „Ich will Eduarden nichts nachgeben,“ sprach leise sein Herz.

Holder Knabe! mit dem edelsten Herzen, ach! du ahndetest nicht, welch' ein unglücklicher Stern über deinem Haupte aufging; du ahndetest nicht das traurige Loos, das deiner harrte, das deinen Vater, deine Mutter tief beugte! O so wandelt sich oft unvermuthet reine Freude in nagenden Schmerz; und dem heitren, schönen Morgen folgt nicht selten ein stürmischer, mit Gewitterwolken schwangrer Abend!

Mit bebendem Herzen erzähle ich das unglückliche Ende der Geschichte

„Der Herr Kammerrath Horstig wird doch nachkommen und zu Mittage mit uns speisen?“ fragte forschend Marianne den Vater, als er mit seinem Wilhelm in dem Gartenhause ankam.

Schwer-

Schwerlich mein Kind! erwiederte jener, und erzählte umständlich die Geschichte mit dem edlen Fremdlinge, der, von kindlicher Liebe und Dankbarkeit beseelt, seinen unglücklichen Vater retten wolle, wozu ihm wohl Horstig behülflich seyn werde. Das gutgesinnte Mädchen, welches sich schon auf des Kammerraths Erzählungen innig gefreut hatte, und nicht wenig beunruhigt wurde, als sie hörte, daß er nicht kommen werde, vergaß seine Erwartungen, wurde ruhig und freute sich sehr darüber, daß Horstig einem so vortrefflichen Jüngling in einer so traurigen Angelegenheit mit Rath und That beystehen werde. Ein neues seidenes Kleid würde ihm zuverlässig kein so großes Vergnügen verursacht haben.

Man nahm das Frühstück ein, und bestieg darauf den Hügel, der mit verschiedenen Arten der schmackhaftesten Trauben bepflanzt war. Die Leser und Leserinnen hatten ihr Werk schon vor ein Paar Stunden begonnen, und waren außerordentlich aufgeräumt; sie sangen frohe Lieder, bekränzten sich das Haupt, und die Buttenträger konnten nicht schnell genug die Trauben hinunter tragen, welche jene abgeschnitten hatten. Herr Wallberg griff auch

zu,

zu, und Mariämchen, versehen mit einem niedlichen Körbchen, das Martins geschickte Hände geflochten hatten, ging unter den Reben herum, und suchte die schönsten Muskateller aus, die des Mittags auf die ländliche Tafel kommen sollten. Wilhelm aber übernahm das Geschäft hinter den Arbeitern im Weinberge die Weinstöcke zu durchsuchen, ob nicht hie und da eine versteckte Traube hängen geblieben wäre. Viele fand er, und legte sie in den dazu bestimmten Korb, ohne doch den Arbeitern deßhalb kränkende Vorwürfe zu machen, wie so manche unbescheidne Knaben zu thun pflegen.

Es näherte sich der Mittag, und Frau Wallberg war mit der Bereitung eines freundschaftlichen Mahles sehr beschäftigt. Mariannchen half der treuen Kathrine, die bereits zehn Jahre im Wallbergschen Hause diente, und sich durch ihre Ehrlichkeit und Pünktlichkeit in ihren Geschäften das volle Zutrauen der Herrschaft erworben hatte, die Tafel decken, und die Teller, Löffel, Messer und Gabeln legen. Vor jeden Teller legte sie einige Vergißmeinnichtchen, die sie an einer sumpfigen Stelle im Garten gefunden hatte.

Trapp!

Trapp! Trapp! Trapp! Wer kommt? Wer kommt? riefen Wilhelm und Marianne. Und da ſtanden drey Kutſchen, aus welchen einige gute Freunde und Freundinnen mit ihren Kindern ſtiegen. Das gab Freude über Freude! man lief ſich entgegen, drückte ſich die Hände, umarmte und küßte ſich. Wilhelm hüpfte mit ſeinem liebſten Geſpielen, Franz, im Garten und auf dem Hügel herum, und ſeine Schweſter führte ihre Herzensfreundinn, Karolinchen, in eine Laube, wo ſie über mancherley Lieblingsgegenſtände der Unterredungen traulicher Mädchen ſprachen.

Durch einen Flintenſchuß ward das Zeichen zum Eſſen gegeben.

Man ſpeiſte an einer langen Tafel unter Birn-, Aepfel- und Wallnußbäumen, die einen angenehmen Schatten gewährten. Vergnügt und unter mancherley Geſprächen und Beſchäftigungen verſchwand der Nachmittag, man wußte ſelbſt nicht wie, und der Abend rückte mit ſchnellen Schritten heran. Die Knaben freuten ſich drauf, und konnten ihn kaum erwarten; denn Herr Wallberg hatte ihnen ein großes Vergnügen bereitet. Raketen, Pulverfrö-

frösche und so manche andre Sächelchen, die zu einem schönen Feuerwerke erforderlich sind, lagen in einem Schränkchen, und gleich nach Anbruch der Dunkelheit sollte das herrliche Schauspiel seinen Anfang nehmen. Die Frauen, welche in den Kutschen angekommen waren, fuhren mit den Mädchen noch diesen Tag nach Hause; die Männer aber blieben im Weingarten, und wollten auf einer Streue die Nacht zubringen. Auch Franz blieb da.

Sanft stieg der röthliche Mond hinter einem hohen Hügel empor; und Martin ließ die erste Rakete steigen. Majestätisch hob sie sich in die Luft, wohl drey Thürme hoch. Die Knaben jubelten und schrieen voll Bewunderung: schön! herrlich! prächtig! und nun stieg die zweyte Rakete, noch gerader als die erste. Paff! da platzte sie, als sie schon hoch genug gestiegen war, und viele flimmernde Sterne prächtig anzusehen, gingen aus ihr hervor. Die kleinen Zuschauer schlugen die Hände zusammen, und wiederhohlten ihren vorigen Ausruf. Nach den Raketen wurden einige Frösche angezündet, und die Knaben lachten herzlich und laut, als sie sie in der Luft herumspringen, und auf der Erde Purzelbäume machen sahen.

Hier-

Hierauf wurde ein Feuerrad an einem Baume befeſtigt, und angezündet. Es drehte ſich auſſerordentlich ſchnell herum, und ſpie ziſchende Funken. Die Freude, welche die Kinder darüber empfanden, läßt ſich nicht beſchreiben.

Nun wurde auch Wilhelms kleine Kanone geladen, und eine lange Ruthe abgeſchnitten, an deren Ende er einen Spalt machte, um ein Stückchen brennenden Zunders hineinzulegen, womit das geladene Gewehr losgeſchoſſen werden ſollte. Als er damit fertig war, hörte man von weitem das Raſſeln eines Wagens. Die Kinder ſpitzten die Ohren. Der Wagen kam näher und immer näher, und man hörte endlich das untere Gartenthor öffnen.

Wilhelm und Marianne liefen der ankommenden Kutſche entgegen. Er kommt! er kommt! ja, ja, er iſt's! er iſt's! riefen ſie, ſprangen, außer ſich vor Freude, zu ihren Eltern zurück, und verkündigten ihnen in gebrochenen Worten die Ankunft des Kammerrathes. Kaum hatten ſie ausgeredet, ſo ſtand auch ſchon der Wagen vor dem Hauſe, und es ſtiegen heraus, der rechtſchaffene Horſtig, der edle Jüngling, Eduard Wertheim, mit Freudens

benthränen im Auge, und sein ehrwürdiger Vater, auf dessen Antlitz sich eine stille Wehmuth mit dem frohen Bewußtseyn erfüllter Pflicht vereinigte.

„Glücklich gerettet ist mein Vater!“ rief Eduard, wonnetrunken, aus; „Dank Ihnen, würdiger Herr Wallberg! für die Empfehlung an den menschenfreundlichen Herrn Horstig. Seine Fürsprache that große Wirkung! O wie soll ich mich dankbar genug gegen Sie beweisen?“

Gerührt trat der alte Wertheim zu dem redlichen Wallberg, sank ihm an sein edles Herz, und dankte mit wenigen, aber männlichen Worten für seine thätige Theilnahme an seinem und seines Sohnes Schicksal. Es war eine herzangreifende Scene! Alles, was zugegen war, vergoß Thränen. Und kann wohl etwas beseligenderes gedacht werden, als der Anblick der glücklich geretteten Unschuld, und das himmlische Bewußtseyn, etwas zu dieser Rettung beygetragen zu haben?

Innig bewegt und erfreut über den glücklichen Ausgang der Wertheimschen Angelegenheit,

heit, gebot Herr Wallberg, die Raketen, die noch übrig wären, steigen, und die Feuerräder sich mit den Fröschen herumwälzen zu lassen. Eilig schüttete Wilhelm das nöthige Pulver auf das Zündloch seiner Kanone, die er jetzt zur Verstärkung des Eindrucks, den das Feuerwerk auf die Zuschauer machte, abbrennen wollte. Martin war mit diesem beschäftigt, und dieß war die Ursache, warum er es kaum bemerkte, daß der eilfertige Wilhelm ihm das Pulverhorn aus der Hand nahm. Auch konnte er sich jetzt mit seiner Kanone nicht abgeben.

Schon liegt das Pulver auf dem Zündloche, und Wilhelm nähert sich mit der Ruhe, um es anzuzünden. Unglücklicher Weise fällt der brennende Zunder aus der Spalte, zwar aufs Pulver, aber mit der Seite, die nicht brannte. Wilhelm wartet lange, aber die Kanone will nicht losgehen. „Der Zunder muß ausgelöscht seyn," spricht er; „ich will noch ein wenig Pulver aufs Zündloch schütten, und dann ein neues Stückchen Schwamm anzünden." Er tritt hin zur Kanone, und läßt aus dem beschlagenen Horne etwas Pulver herauslaufen. Es fällt auf den brennenden Zunder, das Pulver im Horn fängt Feuer, und es erfolgt ein hef-

heftiger Knall. O wehe! wehe! Wilhelms rechte Hand ist zerschmettert, sein Kopf und andre Theile des Körpers triefen von Blut, und der Unglückliche sinkt ohne Bewußtseyn zur Erde nieder.

Erschrocken eilt der Vater herbey; schreyt, im Innersten erschüttert um Hülfe; bebend wankt die Mutter hinzu, bricht in ein Angstgeschrey aus, und fällt ohnmächtig auf den blutenden Sohn, der halb todt in krampfhaften Verzuckungen röchelt.

„O mein Bruder! o mein Bruder! o meine Mutter!“ ruft Marianne, zitternd und in Thränen schwimmend; fällt nieder auf die Knie neben ihrem unglücklichen Bruder und der bewußtseynlosen Mutter; ringt ihre Hände gen Himmel und fleht um Hülfe mit den allessagenden Worten: „O Gott! o Gott! rette! rette!“

Nicht weniger erschüttert sprang Horstig und die übrige Gesellschaft zu dieser Trauerscene. Frau Wallberg erwachte aus der Ohnmacht, sank aber gleich wieder in eine neue, und Horstig trug sie, fast leblos, in die Stube auf's Bett.

Eduard

Eduard Wertheim und sein Vater übernahmen das Geschäft, den händeringenden Vater zu trösten, die Ohnmächtige aufzurichten, und des unglücklichen Wilhelms zu pflegen. Horstig aber schwang sich auf sein Pferd, und ritt im stärksten Galopp in den nächsten Flecken, wo ein sehr geschickter Wundarzt wohnte. In einer Stunde war er mit diesem wieder in dem Weingarten.

Frau Wallberg war indeß nach und nach zu sich gekommen. Starr und mit verzweiflungsvollem Blick sah sie sich nach ihrem Sohne um, den man bedächtig ihrem Auge entzogen hatte. Wo ist er? wo ist er? lebt er noch? Ach, Wilhelm! Wilhelm! führt mich zu ihm! laßt mich ihn sehen! so rief sie mit klagender Stimme. Der Wundarzt erschien. Der Edle vergoß Thränen, und erzählte, daß er vor einigen Tagen einen geliebten Sohn an der rothen Ruhr verloren habe, und daß seine kleine kranke Tochter schwerlich aufkommen werde. Dieß wirkte auf Frau Wallberg. „So sind wir beyde unglücklich!“ sprach sie, und fing bitterlich zu weinen an.

Der

Der Arzt tröstete Herrn Wallberg und sagte: Ihre Frau ist außer Gefahr! es ist mir geglückt, sie zum Weinen zu bringen; es ist zur Hälfte nicht mehr so gefährlich, da sie Thränen vergießen kann.

Wilhelm wurde verbunden; aber es war wenig Hoffnung zu seiner Genesung da. Geduldig lag der bemitleidete Knabe, fürchterlich vom Pulver und von den zersprengten Stücken des Hornes entstellt, und gab nur wenige Zeichen des Lebens von sich. Man mußte die Mutter zu ihm hinführen. Sie war nachher nicht mehr von seinem Bette zu bringen.

Um vier Uhr des folgenden Tages verschlimmerte sich der Zustand des Kranken um vieles. Schwach und seinem Ende nahe, machte er mit seiner Hand eine Bewegung nach der Mutter. Sie verstand ihn. Leise ergriff sie die Hand; er drückte sie sanft, sah die betrübte Mutter mit einem milden, aber erlöschenden Blick an, und dann den ernsten, betroffenen Vater, schlug die Augen nieder, und entschlummerte still und sanft wie ein Engel.

Die Mutter weinte und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, es weinte der gebeugte Vater, die arme Schwester, und weinend standen Hofstig und der gefühlvolle Arzt, Eduard Wertheim und sein Vater; gerührt sahen sie vor sich nieder und — schwiegen. Das Gesinde, dem Wilhelm viele Gefälligkeit erwiesen hatte, schluchzte, und Franz stand in einem Winkel und verbarg sein nasses Gesicht in einem Tuche.

Mit Anbruch des Tages ward die geliebte Leiche nach Ruhenthal geführt. Die Nachricht von Wilhelms Tode brachte im ganzen Städtchen die größte Wirkung hervor; alles bedauerte den unglücklichen Knaben, und viele Zähren der Liebe flossen um ihn. Groß und Klein drängten sich in die Wohnung des Herrn Wallberg, um Wilhelms entseelte Hülle zu sehen. Aufrichtige Klagen erfüllten das Gemach, in dem er lag. Aber besonders rührend war folgender Auftritt. Eine arme Frau, umringt von drey Kindern, drängte sich durch den Kreis der umstehenden zur Leiche, faltete die Hände, sank auf ihre Knie und brach in die Worte aus: Ach! du lieber himmlischer Vater! warum hast du nicht unsern Wohlthäter leben

las-

lassen! ach! hättest du doch mich an seiner Statt zu dir genommen! Er war noch so jung, und schon so fromm, so gut, und hat vielen Leuten geholfen und Freude gemacht. Kommt hierher, Kinder! kommt! seht, hier liegt er! Er wacht nicht wieder auf; er wird uns nicht mehr Brot und Bier und Geld bringen. Noch vor einigen Tagen hat er meinem Jacob ein Messer geschenkt. „Ich habe jetzt all' mein Geld ausgegeben," sagte er, „und kann dir nichts geben, als dieses Messer, es ist noch nicht viel gebraucht worden, und hat zehn Groschen gekostet. Nimm es hin und verkauf' es; mache dir dann mit deiner Mutter und deinen Schwestern einen guten Tag." O Gott hab' ihn selig, den lieben jungen Herrn! Ich werd' ihn, so lang ich lebe nicht vergessen, und meine Kinder werden ihn auch nicht vergessen. Ach! er hat ihnen so viel, unaussprechlich viel Gutes gethan!

Wohl jedem Verstorbenen, wenn solche Klagen ihm in sein Grab folgen! Sie sind der schönste Lohn der Redlichkeit, der Tugend!

Sehenswerth war das Leichenbegängniß des unglücklichen Wilhelm. Das ganze Städtchen wohnte demselben bey. Die blühende

Jugend bestreute sein Grab mit Blumen, und pflanzte im folgenden Frühlinge eine Zypresse darauf. Seine Eltern aber errichteten ihm ein ganz einfaches Monument mit der Inschrift:

Wilhelm Wallberg ruhet hier;
Schon in seinem eilften Jahre verließ
sein Geist diese Erde.
Er war fromm und tugendhaft.
Trauernde Eltern weinen um ihn.

Oft sah man Eltern mit ihren Kindern ernsthaft zu diesem Grabmahle wandeln, und ihnen von dem Unglück und der Herzensgüte des jungen Wallbergs erzählen. Zuweilen fand man auf seiner bewachsenen Ruhestätte Kränze, die ihm gutgesinnte Kinder gewunden hatten.

Zehn Jahre verstrichen, ehe Frau Wallberg wieder in ihren Weingarten kam. Die Weinlese war für sie immer eine schmerzliche Erinnerung an den verlornen Sohn. Marianne hielt sie einigermaßen schadlos für den erlittenen Verlust. Anhänglichkeit, Wohlthätigkeit, Bescheidenheit, Liebe und Dankbarkeit waren die Tugenden, durch welche die Tochter das verwundete Herz der Mutter wieder heilte, ihren

ihren Schmerz milderte, ihre Klagen stillte. Nach und nach kam der stille Friede in das Gemüth der Frau Wallberg wieder. „Ich habe viel in meinem Wilhelm verloren,“ sagte sie öfters, „aber Marianne ersetzt mir den Verlust; sie ist mein Stolz, meine Freude! und ich werde ja bald hingehen zu meinem himmlischen Vater; da werde ich dich wieder sehn, lieber, lieber Wilhelm!“ —

Der reuevolle Sohn.

„Aber mich den ganzen Tag müssen wir nun zwischen vier Wänden eingeklammert aufhalten, und dürfen unsern lieben Wilhelmsberg nur durch nasse Fenster betrachten. Hat es doch den ganzen Vormittag geregnet, nach dem Essen geregnet, und schon wieder es wieder; gestern um diese Zeit schien die Sonne noch so hell, und es war auch im Arbeitskämmerchen, wo es doch bald finster ist, noch so licht, daß ich den Brief an Adolph abschreiben konnte. Nun wirds immer dunkler und dunkler, und heute wird wohl aus dem Spaziergehen nichts. Wenn das faule Wetter nur den morgenden Tag uns nicht wieder verdirbt!“

So sprach zu seiner freundlichen Mutter ihr Liebling Theobald, der mißmüthig am Fenster stand, von welchem die Tropfen herabflossen, die ein milder Regen an dasselbe geworfen hatte.

Zur-

Zürne nicht mit dem Wetter, mein Sohn! erwiederte Frau Ruhberg! es schüttet Segen aller Art über Wiesen und Hügel, Wälder, Aecker und Gärten, und der Regen ist wohl viele Millionen werth. Uns ist er freylich nicht angenehm; wir müssen Stubenluft einathmen, und können uns des Genusses der Natur nicht freuen, können das Thal nicht besuchen, wo du so gern herumwandelst, den Teich nicht sehen, wo du oft die Karpfen mit Semmel und Brod fütterst, uns nicht hinsetzen in die Geißblattlaube, und dem wehmüthigen Gesange der Nachtigall zuhören, oder Geschichtchen erzählen von Alexander dem Großen, oder von Gumal und Lina, diesen liebenswürdigen Kindern. Aber ist uns denn der Tag ungenützt verflossen? hast du nicht Freuden genug an demselben empfunden? Hast du doch die Zeichnung fertig gemacht, die du schon lange anfingst. Du konntest heute längere Zeit ungestört daran arbeiten; deßwegen sind dir auch die alten schauerlichen Ruinen gut gerathen, besonders die hintern Pfeiler, die den Umsturz drohen. Auch die düstre Eule, die in einem zerfallenen Fenster eingezogen sitzt, ist nicht übel angebracht. Du bist ja vor Freude gesprungen, als du mit der Zeichnung fertig wurdest. Und

hat dir die Geschichte des Prinzen Theodor, die ich dir vorgelesen habe, kein Vergnügen gemacht? Verging uns doch mehr als eine Stunde unter lehrreichen Gesprächen über ihn, seinen vernünftigen Vater und den verständigen Erzieher Rothe. Gewiß der heutige Tag verspricht uns nicht ungenützt, nicht freudenlos. Laß es immer regnen! Nach dem Regen folgt Sonnenschein, und die Natur sieht dann gemeiniglich wie verjüngt da; alles scheint neues Leben, neue Kraft, neue Schönheit empfangen zu haben. Sieh' doch, gegen Süden klärt sich der Himmel wieder auf; wie schön das Blau durch zertheilte Wolken blickt! Wir haben Grund, morgen besseres Wetter zu erwarten."

So die zärtliche Mutter des beruhigten Knaben. Dankbar ergriff er ihre Hand, streichelte sie und sprach: Hast Recht, liebe Mutter, hast Recht! auch regnerische Tage sind gute Tage!

Wenn sie der Mensch gut anwendet, versetzte Frau Ruhberg. Und wann Eltern thätige, dankbare und edelgesinnte Kinder um sich erblicken: dann vergessen sie die Stürme, die draußen wüthen, den Platzregen, der die Wiesen überschüttet und die Aecker durchwühlt; denn

Ha-

Hagel, der die Früchte zerknickt und die Hoffnung einer reichlichen Erndte zerstört, die Blitze, die den Birnbaum zersplittern und die gefüllte Scheunen anzünden. Gute Kinder verstehen den Verlust, beruhigen das erschütterte Herz der sorgsamen Eltern, und sind ihnen Zeugen, daß der Himmel ihrer nicht vergessen habe.

Bist eine herzensgute Mutter! lispelte Theobald. Wenn ich's dir nur recht sagen könnte, wie lieb ich dich habe; wenn ich dir nur recht viel Freude machen könnte. Ach! Mutter, deine Augen sind naß! betrübt dich Theobald? weine nicht! weine nicht!

Aber der wehmuthsvollen Mutter rollten heiße Thränen von den gesunden, aber etwas bleichen Wangen herab. Inbrünstig drückte sie ihren Liebling an die pochende Brust mit den Worten: Du bist gut, mein Kind! Theobald betrübt die Mutter nicht! er macht ihr die regnerischen Tage zu angenehmen Tagen! blieb er doch immer gut! würd' er doch, was sein Vater war! ach! Adolph wird es nicht!

„Wie

„Wie verstehst du das, liebe Mutter? ist Adolph nicht dein Sohn, und ist er nicht mein Bruder? Wenn er dein Sohn und mein Bruder ist, muß er wohl gut seyn und dir Freude machen; wir sind ihm ja auch gut, und lieben ihn herzlich, und das muß ihn wohl bewegen, uns wieder zu lieben; er muß ein guter Sohn seyn; denn nur gute Kinder kannst du lieben, wie du mir oft gesagt hast.“

Aber Frau Ruhberg schwieg und ihr Stillschweigen war von Bedeutung. Ein mild der Ernst überzog ihr sanftes Angesicht; sie versank in stille Betrachtung; Theobald schmiegte sich fester an sie, blickte ihr unruhig ins thränenvolle Auge, und unschlüssig, ob er schweigen oder reden sollte, schien er nachzudenken über die Ursachen des Harms, der an dem gefühlvollen Herzen der Mutter nagte, wie ein schädlicher Wurm an der zarten Wurzel der blühenden Pflanze.

Nach einigen Minuten unterbrach Frau Ruhberg das ernste Stillschweigen. „Hohle mir doch den Brief, lieber Theobald! den du an deinen Bruder schriebst, und lies mir ihn vor;“ sagte sie; und der Knabe hüpfte zu sei-

nem

nem Schränkchen, öffnete das Fach, welches für die Aufbewahrung erhaltener und selbstgeschriebener Briefe bestimmt war, eilte zur Mutter und las ihr mit deutlicher, einschmeichelnder Stimme vor, was er einen Tag zuvor an Adolph geschrieben hatte:

Liebster Bruder Adolph.

Du bist doch gesund und vergnügt, und denkst wohl auch manches Mahl an uns? Es vergeht kein Tag, daß ich nicht mit der Mutter von dir spreche. Ich weiß nicht, es freut mich immer gar sehr, wenn von dir die Rede ist, und Mütterchen Leute sich sonst auch darüber, ich hab's ihr oft deutlich angesehen. Aber seit einigen Wochen ist's nicht so, und ich weiß nicht, woran es liegt. Wenn ich zuweilen sage: was wird Adolph jetzt machen? vielleicht denkt er gerade an uns; ich möcht' bey ihm seyn, und ihm einmahl um den Hals fallen und ihm sagen, wie lieb er mir ist; wenn er uns doch bald einmahl besuchte, das gäbe ein Fest; wenn ich so etwas von dir sage, so wird Mutter still und ernsthaft, ja zuweilen greift sie nach dem Tuch, und trocknet sich die Augen, und das thut mir alle Mahle weh, so weh, daß ich mich umwenden und weinen muß. Mutter

wird

wird deßwegen so traurig, dacht' ich schon oft, weil Adolph nicht hier ist, sondern weit von ihr, weit! oder weil ihr dann der Vater einfällt, von dem sie mir schon einige Mahle erzählet hat. Ich möcht' ihn doch gekannt haben, den lieben Vater! ach! das muß dir ein herzensguter Vater gewesen seyn! Du hast ihn ja gekannt, Adolph! er hatte dich so gern, sagt die Mutter, und ist oft mit dir spazieren gegangen, hat dich die Pflanzen kennen gelehrt, und Abends dir manches artige Geschichtchen erzählt. Ach! warum lebt er nicht mehr! Mutter will mich einmahl zum Hügel führen, unter welchem er liegt und schläft. Wenn du doch mit kommen könntest zu diesem Hügel. Es soll schön grün bewachsen seyn, und eine Linde soll dabey stehen.

Wir leben recht ruhig. Komm doch bald zu uns; warst ja schon so lange nicht hier.

Die Kräutersammlung hab' ich dieses Jahr schon mehrere Mahle vom Staube gereinigt. Du hast mir lange nicht geschrieben, und auch der Mutter schreibst du nicht. Sie ist unruhig darüber. Gewiß glaubt sie, daß

es

es dir nicht wohl gehe. Aber es geht dir doch wohl, nicht wahr, Adolph?

Schreib' uns doch bald; denn wir lesen deine Briefe sehr gern, und freuen uns, wenn der Postknecht in sein gelbes Horn bläst. Er bringt uns vielleicht auch etwas mit von unserm Adolph, sagen wir dann immer. Und wenn erst der Briefträger in die Stube tritt, da lassen wir alles stehen und liegen, und begucken die Aufschrift des Briefs, und kuchen ihm hastig auf, und Mutter gibt dem Ueberbringer mehr, als sie soll. Wir kennen seinen Gang schon sehr gut, und wissen's, daß er es ist, wenn er noch im Hofe trappt. Aber jetzt mag er schon lange nicht bey uns. Mach' doch, Brüderchen! daß er bald kommt.

Tante ist etwas unpäßlich, man sagt, sie werde es nicht lange machen. Sie wünscht dich zu sehen und mit dir noch ein Mahl in das schöne Gärtchen zu gehen, welches sie dir in ihrem Testamente vermachen will. Leb' wohl, lieber Adolph! leb' wohl, und vergiß nicht deines Bruders

Theobald.

Theo-

Theobald fragte, ob er wohl den Brief jetzt zusiegeln und noch heute auf die Post schicken könnte? Die Mutter aber rieth ihm, damit zu verziehen, weil in einer Stunde die Post ankommen würde, und diese könnte ja etwas von Adolphen mitbringen; Theobalds Brief würde dann der Antwort der Mutter beygelegt und übermorgen abgeschickt. Die erinnerte ihn an das sechseckige Kästchen, welches er aus Pappe verfertigt, und nur noch mit marmorirtem Göttinger Papiere zu überziehen hatte.

Es ist wahr, sagte er, es wird jetzt die beste Zeit seyn, es ganz fertig zu machen. Wenn es mir gut geräth, und wir haben schönes Wetter, so lakire ich es und mache der Tante ein Geschenk damit; sie kann darin den Zucker oder den Thee aufbewahren, den sie jetzt so stark trinkt.

Und nun begab sich Theobald in sein Arbeitskämmerchen, kochte sich Kleister, schnitt und pappte. Frau Ruhberg aber dachte ihrem Schicksale und dem Schicksale ihres Sohnes Adolph nach, der auf einer fernen Lehranstalt sich zu einem Manne bilden sollte, der an Verstand

stand und guter Gesinnung seinem Vater nichts nachgäbe, und im Alter die Stütze der sorgsamen Mutter sey. Ihre schönsten Tage hatte sie auf seine Erziehung verwendet, und vielen Verdruß, viele Mühseligkeiten geduldig ertragen, um nur alle möglichen Pflichten getreu zu erfüllen, die ihr als Mutter obzuliegen schienen.

Sorgfältig gepflegt, wuchs der geliebte Sohn heran, und war die Freude des Vaters, der Stolz der Mutter. Schon in seinen frühern Jahren offenbarte sich bey ihm ein reges Gefühl fürs Gute und Schöne, Anhänglichkeit an seine Eltern, und Empfänglichkeit für ihre Winke und Ermahnungen. Mit brüderlicher Liebe umfaßte er seinen viel jüngern Bruder Theobald, trug und spielte in der Stube und im Garten mit dem zweyjährigen Knaben herum, trug ihn an den Teich und fütterte mit ihm Enten und Fische; ging mit ihm in den Stall, und zeigte ihm die geschäckten Kühe, die weißen Kaninchen mit den rothen, glänzenden Augen, und in einer andern Abtheilung den schnaubenden Schimmel und den schlanken Rappen.

Adolph

Adolph hatte Kopf, aber er hatte auch ein gutes Herz, und dieses heißt mehr, als das glücklichste Talent. Aus diesem Grunde freuten sich seine Eltern über ihn, hofften vieles von ihm, sahen entzückt der goldenen Zukunft entgegen, wo er als ein nützlicher Bürger des Staates seine Nebenmenschen weiser, besser und glücklicher machen sollte. Er hatte sein zwölftes Jahr erreicht, als die Vorsehung ihn zu einer vaterlosen Waise, und seine Mutter zu einer Wittwe machte.

Herr Ruhberg starb, und lange beweinte ihn seine Frau mit dem ältern Sohne (Theodald war klein und fühlte den Verlust des redlichen Vaters nicht), lange betrauerten ihn seine Freunde, und viele, viele rechtschaffenen Menschen; denn er war ein edler Mann. Adolph hatte ihm die Augen zugedrückt, und seine erblichenen Wangen mit den kindlichsten Zähren benetzt. Im Innersten erschüttert, folgte Mutter und Sohn in das kühle Grab, in welches der theure Leichnam gesenkt wurde. Jedes nahm einen kleinen Erdklos, warf ihn hinab auf den verschlagenen Sarg, und begleitete die hinab geworfene Erde mit den leisen

Wor-

Worten: Ruhe sanft, lieber Gatte! ruhe sanft, lieber Vater!

Adolph hatte nach dem Leichenbegängnisse sich an die weinende Mutter gehängt, und ihr in der einsamen Kammer unter Thränen versprochen, zu werden, was der Vater war, geschickt und gut. Und dieses Gelübde wiederhohlte er ihr einige Mahle an dem Grabe des Verewigten, wenn sie mit ihm am ersten August dahin wandelte, und die Ruhestätte des guten Gemahles mit Blumen bestreute.

Durch weise Sparsamkeit, Nachdenken und Thätigkeit hatten der biedere Ruhberg und seine häusliche Frau sich ein schönes Vermögen erworben, und diese war daher im Stande, auf die Erziehung ihrer zwey Kinder vieles zu verwenden, was ärmern Eltern nicht möglich ist. Gleich nach dem Tode ihres Gemahls sorgte sie für einen wackern Mann, der das schwere Geschäft übernahm, ihren Adolph mit den nöthigsten Kenntnissen zu bereichern, sein Herz dem Guten immer geneigter, seinen Körper stärker und geschmeidiger, und sein Gefühl fürs Schöne, Schickliche und Anständige immer reger zu machen. Sie war von der Wichtig-

tigkeit und Beschwerlichkeit dieses Geschäftes überzeugt, daher behandelte sie den Erzieher ihres Sohnes mit ausgezeichneter Hochachtung, sah ihn als denjenigen an, dem sie ihr theuerstes Kleinod anvertraute, in dessen Hände sie ihr ganzes Glück legte, suchte ihm seine Lage, so viel als möglich, angenehm zu machen, und erleichterte ihm durch ihre thätige Mitwirkung, ihre Gefälligkeit, Achtung und Dankbarkeit sein Geschäft gar sehr.

Mit vereinigten Kräften arbeiteten Mutter und Erzieher an der Vollendung des immer heitern, folgsamen Knabens. Er gedieh, und beyde freuten sich über ihre gelungenen Bemühungen, wie sich ein Gärtner freut, wenn das Bäumchen, das er gepflanzt und immer sorgfältig gepflegt hat, aufsproßt, emporwächst, Knospen treibt, mit frischem Grün prangt, und liebliche Blüthen entfaltet. Mit jedem Tage stieg in der Seele der zärtlichen Mutter eine neue Hoffnung in Rücksicht ihres Sohnes auf.

Es näherte sich die Zeit, wo Adolph das väterliche Haus verlassen, und die höhere Schule zu Breitingen besuchen sollte. Sein Erzieher konnte ihn dahin nicht begleiten,

weil

weil er gerade um diese Zeit ein ehrenvolles Amt erhielt, und auch glaubte, Adolphs Grundsätze wären so beschaffen, daß man ihn wohl kühn ohne Führer auf das Gymnasium, welches gegen funfzig Meilen entfernt lag, entlassen könnte. Letzteres geschah.

Adolph reiste, begleitet von den herzlichsten Segenswünschen nach Breitingen, wo er an eine Familie gewiesen wurde, die in dem Rufe der Rechtschaffenheit stand. Immer treu den Grundsätzen, die ihm sein Erzieher, und die gebildete Mutter, mehr durch Umgang und Beyspiel, als durch Lehre beygebracht hatten, wandelte er ein ganzes Jahr auf dem Wege der Tugend, floh die Gesellschaft verdorbener Jünglinge, fand bloß im Kreise tugendhafter und edler Menschen Vergnügen, benutzte jede Gelegenheit, bey welcher er den Umfang seiner Kenntnisse und Einsichten erweitern konnte, und ward bald, was Fleiß und sittliche Aufführung betrift, das Muster der studierenden Jugend in Breitingen. Die Achtung und Freundschaft der Lehrer und aller gutgesinnten Jünglinge war die Folge davon.

Voll der kindlichsten Liebe und Dankbarkeit waren die Briefe, die Adolph monatlich an seine Mutter schrieb, und die ihr viele selige Stunden gewährten. Was kann auch wohl für Eltern, die ihren Kindern mit der herzlichsten Liebe zugethan sind, erfreulicher seyn, was kann ihnen die Entfernung derselben mehr vergessen, und den Schmerz, der damit verbunden ist, erträglicher machen, als Briefe, worin das gutgerathene Kind offen und aufrichtig ihnen seinen Zustand schildert, ihnen sagt, was es denkt, und thut, was es leidet und worüber es sich freut! O möchten es diejenigen Kinder, die von ihren Eltern entfernt leben, welche große Freude sie ihnen durch einen gutgeschriebenen Brief gewähren können, sie würden gewiß, wenn noch ein fühlendes, dankbares Herz in ihnen schlägt, ihren Eltern, denen sie ja alles, alles zu danken haben, nicht oft diese Freude machen; sie würden die Stunden, in welchen ihr Geist zur Thätigkeit am aufgelegtesten ist, dazu benutzen, ihren Eltern in einem herzlichen, sorgfältig niedergeschriebenen Briefe Nachricht von ihrer Lage zu geben, und ihre Gesinnungen gegen sie, auszudrücken. Ein Kind, das den Vater oder die Mutter Monate lang auf solche Nachrichten

warten, das die seltenen Briefe an sie, ohne Nachdenken, flüchtig niederschreiben kann; ach! ein solches Kind verräth kein gutes, dankbares Herz; ihm kann man seine Liebe nicht schenken, und in der Gesellschaft desselben ist's einem nicht wohl; denn wen betrübt nicht der Anblick eines jungen Menschen, der sogar gegen seine größten Wohlthäter, ohne die er nicht wäre, nicht zufrieden und vergnügt leben könnte, so undankbar, so gleichgültig seyn kann?

Frau Ruhberg kannte keine größere Freude, als wenn ihr Adolph in seinen Briefen ein gefühlvolles, dankbares Herz verrieth. Und dieß war ein ganzes Jahr hindurch der Fall. Allein nach diesem Jahre schien mit dem gutgearteten Sohne eine mächtige Veränderung vorgegangen zu seyn. Er schrieb seltener; es vergingen oft zwey Monate, und die besorgte Mutter erhielt keine Nachricht von ihm; und wenn auch ein Brief von ihm ankam, so sah man es demselben an, daß er mit Flüchtigkeit niedergeschrieben worden sey. Es fehlte die Wärme, die Herzlichkeit, die in seinen frühern Briefen herrschte.

Frau Ruhberg sann hin und her, und konnte die Ursache dieser auffallenden Veränderung ihres Sohnes nicht ergründen. Ihr Herz wurde bald mit einer stillen Wehmuth, bald mit schmerzender Aengstlichkeit erfüllt, und ein betäubender Schrecken erschütterte ihr Innerstes, wenn sie daran dachte, ihr Liebling, ihr Sohn, ihr Adolph könnte in böse Gesellschaft gerathen, von schlechten Beyspielen hingerissen und verdorben worden seyn. Ein furchtbarer Gedanke für eine zärtliche Mutter, die ihr Kind liebt, und ihre ganze Hoffnung auf dasselbe baut!

Liebreich hatte sich Frau Ruhberg bey ihrem Sohne erkundigt, ob ihm etwas fehle, ob er Mangel leide, ob er mit Breitingen nicht zufrieden, ob er etwa nicht recht gesund sey, und warum er nicht öfter schreibe, und sie, deren Herz doch ganz an ihm hinge, oft Monate lang auf Nachrichten von ihm warten ließe? „Theurer Adolph! schrieb sie unter andern, öffne, o öffne mir dein Herz, öffne es deiner Mutter, die ihr ganzes Glück auf dich baut; laß mich nicht lange auf Antwort warten; sey offenherzig gegen mich, wie du es immer warst! Hast du dich eines Fehlers schul-

dig

dig gemacht; so gestehe mir ihn; ich will ihn dir vergeben. O Sohn, wüßtest du, wie besorgt deine Mutter ist! könntest du die Thränen sehen, die sie oft im Stillen weint, um dich weint, lieber Adolph! Beruhige das Herz, trockne die Thränen, und schreibe bald deiner dich liebenden Mutter."

Adolph beantwortete diesen Brief mit sichtbarer Kälte, und verlangte Geld. Die Summe war groß, aber Frau Ruhberg schickte sie ihm. Ein Brief von einem alten Freunde ihres Mannes, an welchen Adolph empfohlen war, benachrichtigte sie, daß ihr Sohn bey weitem der fleißige und gute Jüngling nicht mehr wäre, der er vorher gewesen sey, und daß er starken Umgang mit jungen Leuten hätte, die nicht im besten Rufe ständen. Diese Nachricht war ein harter Schlag für das Herz der guten Mutter. Sie brach in Thränen aus, rang die Hände, und es vergingen einige Tage, bis sie sich etwas beruhigen konnte. In einem Briefe, den sie darauf an ihren Sohn schrieb, beschwor sie ihn bey allem, was ihm heilig wäre, bey dem Andenken an seines edlen Vater, bey dem Gelübde, das er an seinem Grabe gethan, und bey den heiligen Vorsätzen, die er

oft

oft gefaßt hätte, zurückzukehren auf den Weg der Tugend und die Gesellschaft verdorbener Menschen zu fliehen. Drey Monate verflossen, und es kam keine Antwort auf diesen Brief. —

Die schmerzlichsten Gefühle durchwühlten die Brust der armen Mutter, und sie, die einst sehr gern von Adolphen sprach, schwieg jetzt von ihm, und Thränen traten ihr ins Auge, wenn von ihm die Rede war. Darauf bezieht sich eine Stelle in Theobalds Briefe.

Theobald arbeitete fleißig an seinem sechseckigen Kästchen, und es gelang ihm so gut, als noch keine seiner Arbeiten. Wer etwas glücklich zu Stande bringt, freut sich darüber; dieß war auch bey unserm kleinen Papparbeiter der Fall. Einige Mahl sprang er aus seinem Arbeitskämmerchen in die Stube zur Mutter, zeigte ihr, was er gemacht hatte, und fragte sie, ob es gut wäre, und ob es ihr gefiele? dann eilte er wieder in die Werkstatt zu seinem Schneidebret, und setzte sein Werk mit großem Eifer fort. Als es vollendet war, beguckte er es von allen Seiten, freute sich über das gelungene Käßchen und sagte bey sich selbst: Tante soll mir gewiß ein freundliches

Ge-

Gesicht machen, und mich auf die Schultern klopfen, wenn ich ihr so ein niedliches Kästchen bringe. Sie hat so etwas sehr gern, und kann sich über das geringste Geschenk, das ich ihr mache, recht herzlich freuen. Neulich bracht' ich ihr einige Vergißmeinnicht; nun, diese Blümchen wachsen ja überall; aber Tante hatte sie so freundlich aufgenommen, als hätte ich ihr einen Beutel voll Dukaten gebracht. Sie herzte und küßte mich, da ich ihr die erste von meinen aufgeblühten spanischen Wicken überreichte. Wart', liebe, liebste Tante! sollst bald etwas Bessers kriegen. Gewiß wird sie mich vor Freude auf ihren Schooß nehmen und meine Wangen streicheln, und mich einen guten Neffen nennen, wenn ich vor sie hintrete und zu ihr sage: „Liebe Tante, du bist mir gut, und ich bin dir auch gut, und so sind wir uns beyde gut; du trinkst Thee, und ich trinke keinen; ich aber mache Pappsachen, und du keine; du brauchst Schachteln, worin du den Thee und den Zucker aufbewahren kannst, ich brauche dieses alles nicht; wenn ich mein Brot nicht essen kann, stecke ich es in meine Tasche, oder reiche es dem treuen Spitz, oder füttre damit Hühner und Enten; ein besondres Behältniß brauche ich nicht dazu; ich kann aber

sol-

solche Behältnisse machen, und da du ihrer bedarfst, so habe ich eines für dich verfertigt. Für mich? wird Tante dann lächelnd fragen, und ich werde antworten: Für dich, liebste Tante! hier, hier ein sechseckiges Kästchen, gearbeitet von mittlerer Pappe, von außen mit türkischem, und von innen mit blauem Papier überzogen; beydes habe ich in dem Laden der Brüdergemeinde gekauft."

Als er so im Geiste mit sich redete, öffnete sich die neue Thüre des reinlichen Hauses; und man hörte jemand kommen. Der Gang schien allen bekannt zu seyn. Gewiß ist's der Briefträger, sagte Theobald erfreut, und er hatte es errathen. Der gelbe Mann (so nannte man den Briefträger) trat ins Zimmer, und überreichte der Frau Ruhberg einen Brief. „Ist er von Adolph, liebe Mutter?" fragte der entzückte Theobald.

Die Mutter aber schien durch getäuschte Erwartung erschüttert. Der Brief war nicht von ihrem Sohne, sondern sie erkannte sogleich an der Ueberschrift die Hand des Freundes, der ihr schon einmahl unangenehme Nachrichten von ihrem Adolph mitgetheilt hatte. Zitternd

erbrach

erbrach sie das Siegel, ging zum Lichte und fing an zu lesen.

Gleich wie ein stiller, heitrer Tag öfters durch ein schauerlich heranrückendes Donnerwetter plötzlich verdunkelt und in Nacht verwandelt wird: so ward das Angesicht der Mutter, voll sanfter, schöner Züge, beym Lesen des Briefes verändert; eine quälende Angst, eine schmerzliche Unentschlossenheit, beunruhigende Zweifel, und eine wehmuthsvolle Düsternheit verscheuchten das stille, ruhige, einnehmende Wesen der vortrefflichen Frau Ruhberg, bleichten ihre Wangen, erfüllten ihr Auge mit den heißesten Thränen, zerrissen ihr fühlendes Herz. Sie sank entkräftet auf das Kanapee; ihr Theobald weinte und fragte, was ihr fehle, ob er helfen könne, ob er den Doktor, die Nachbaren rufen sollte; Frau Ruhberg erholte sich allmählich und winkte dem Kleinen ruhig zu seyn. Folgendes war der Inhalt des Briefes, der sie so stark erschütterte.

Verehrteste Freundin!

„Ihr letzter Brief setzte mich und alle Ihre Freunde in die größte Verlegenheit, da Sie sich

sich in demselben um Ihren Sohn, Adolph, und um die Ursache seines Stillschweigens gegen Sie erkundigen. Mit traurigem Herzen will ich Ihnen das Räthsel lösen. Fassen Sie sich, beste Freundin! zittern Sie nicht, denn das Loos, das Sie trifft, haben Sie sich nicht selbst zugezogen. Daß Ihr Sohn auf Abwege gerieth, ist nicht Ihre Schuld; Sie haben alles gethan, was die beste Mutter nur immer für ihr Kind thun kann. Daß dieses die Hoffnungen der Eltern oft vereitelt, hängt von mancherley Umständen ab. Darum seyn Sie getrost; Ihr Adolph betrübt Sie; aber nicht durch Ihre Schuld. Er hat Schulden gemacht, und, um sie zu tilgen, seine besten Sachen, selbst das in Gold gefaßte Portrait seines Vaters versetzt. Allein ein großer Theil der Gläubiger ist noch nicht befriedigt. Er selbst ist schon seit zwey Monaten nicht in Breitingen. Er verließ uns, ohne zu sagen, wohin er wolle. Alle, die sich für ihn interessieen, glaubten, er sey zu Ihnen gereist. Stellen Sie sich das Erstaunen vor, das uns Alle ergriff, als wir durch Ihren letzten Brief eines andern belehrt wurden."

„Ich sehe voraus, daß diese traurige Nachricht Ihr gutes Herz stark erschüttern wer-

de;

de; aber verhehlen konnte ich Ihnen die Sache nicht länger. Ueberlassen Sie sich nur nicht Ihrem Schmerze, beste Freundin! ich hoffe noch immer das Beste; Adolph kehrt gewiß zurück; denn sein Herz ist noch nicht ganz verdorben; nur böse Gesellschaft lockte ihn vom Wege der Tugend ab; aber er wird ihn zuverlässig wieder betreten, wenn er unter bessere Menschen kommt. Dieses beruhige Sie, redliche Mutter! Ich zweifle nicht, daß Sie in Ihrem Herzen, und in dem Glauben an eine alles leitende Vorsehung bey diesem unangenehmen Vorfalle des Trostes und der Beruhigung genug finden werden."

„Alle Ihre Freunde in Breitingen werden es sich angelegen seyn lassen, den Aufenthalt Ihres verirrten Sohnes zu erforschen, und das Ihrige zu seiner Wiederkehr auf bessere Wege beyzutragen. Leben Sie bis dahin ruhig, verehrteste Freundin! Dieß ist der sehnlichste Wunsch

Ihres aufrichtigen
Siegfried Prätorius.

Ach! Adolph! Adolph! verirrter Sohn! seufzte die niedergeschlagene Mutter, während Theo-

Theobald durch mancherley Liebkosungen sie aufheitern, erheitern wollte. Sie wurde ruhiger. Die Stimme ihres Gewissens rief ihr zu: Du hast nichts versäumt, um deinen Sohn zu einem rechtschaffenen Menschen zu erziehen; es ist nicht deine Schuld, daß er auf diesen Abweg gerathen ist.

Die Religion war auch eine Quelle des Trostes, der Beruhigung für Frau Ruhberg. „Ich überlasse mich der Leitung, dem Willen dessen, sagte sie zu sich, der alles zum Besten regiert; er hat mein und meines Sohnes Schicksal in seinen Händen; er wird es gewiß weislenken.“ Es wurde in ihrem Innern stiller; die aufgeregten Gefühle verwandelten sich in sanfte, wehmüthige Empfindungen, und ihr Geist kam wieder zu jener Besonnenheit zurück, die sie nicht so leicht verlor.

Der Himmel heiterte sich auf; die Wolken verschwanden, und der holde Mond stieg freundlich hinter einem, mit Reben beflanzten, Hügel empor; hell schimmerte der Abendstern, und die andern Millionen Gestirne prangten am Firmamente, wie Edelgesteine an einem azurnen Geräthe. Da lächelte der unglücklichen Mut-

Mutter Trost und Hoffnung entgegen, und das Bild des heitern Himmels nach einem regnerischen Tage prägte sich tief in ihre Seele. Der kommende Tag war der Begräbnißtag ihres edlen Gemahles. Alle Jahre hatte sie an demselben die Ruhestätte des Entschlafenen besucht. Dieses wollte sie auch jetzt nicht unterlassen. Theobald sollte Theil nehmen an der Wallfahrt, und er legte sich daher etwas früher zu Bette.

Der folgende Morgen war schön. Sanft überzog den östlichen Himmel eine liebliche Morgenröthe; die ganze Natur stand majestätisch in ihrer vollen Herrlichkeit da; eine tiefe Stille schwebte über den Fluren, Thälern und Hügeln; alles verkündigte den anmuthigsten Tag; man hätte hinfallen mögen und anbeten den, der alles so schön gemacht hat. Da weckte Frau Ruhberg ihren Theobald, und wandelte mit ihm ernst dem Gottesacker zu.

Eine feyerliche Stille herrschte über den Gräbern der Entschlummerten, und ein heiliger Schauer durchdrang das Herz Theobald's und seiner in sich versenkten Mutter. Langsam, leise und stumm näherten sie sich der Linde, die

die sich auf dem Grabeshügel des braven Ruhberg schön empor hob.

Theobald war noch nie auf dem Gottesacker gewesen. Empfindungen ganz eigner Art bemächtigten sich seiner Seele, als er jetzt auf diesem Ruheplatz vieler Rechtschaffenen gelangte, und seine Mutter ihm zuflüsterte: Alle, die unter diesen Hügeln schlafen, lebten, wie wir; freuten sich, wie wir; trauerten, wie wir; liebten einander, wie wir; sie sind nicht mehr, und einst werden auch wir nicht seyn: aber die Handlungen, die edlen Thaten der Verstorbenen leben immer fort; der Sohn, der Enkel und Urenkel genießen das Gute, das ihre Eltern und Großeltern hinterließen, und segnen ihre Asche. Wenn wir gut sind, lieber Theobald! so stehen wir andere auch gut und auf diese Art glücklich machen, und diese wirken wieder auf andere; so geht es immer fort, und wir sind die Ursache davon. Sind wir auch todt, so kann man doch noch immer von uns sagen, daß wir in unsern guten Thaten allezeit fortleben, wenn man auch unsern Namen nicht nennt. Auf diesen kommt es nicht an, es ist uns nur darum zu thun, das Gute zu befördern; geschieht dieses, so kann es uns sehr gleichgültig

seyn,

seyn, ob wir dafür belohnt und gelobt werden, und ob unser Name lange nach unserm Tode genannt wird.

Dieses war ohngefähr der Inhalt der Rede, womit Frau Ruhberg ihren Sohn unterhielt, und die er durch öftere Fragen unterbrach. Endlich waren sie dem Grabe seines Vaters ganz nahe gekommen. Von ferne schien es ihnen, als habe sich jemand von demselben fortgeschlichen. Frau Ruhberg hielt diese Erscheinung für ein Blendwerk der aufgeregten Einbildungskraft.

Jetzt langten sie bey der Linde an. Die gerührte Mutter ergriff die Hand ihres Theobalds, stand still und sagte: Sieh', mein Kind, das ist die Ruhestätte deines rechtschaffenen Vaters.

Theobalden traten Thränen ins Auge, es weinte die Mutter, und weinend umschlang sie den guten Knaben, ihren einzigen Sohn; denn Adolph war ja der Tugend und also auch seiner Mutter untreu und fremd geworden.

„Ach! dein Vater, lieber Sohn! war ein edler Mann, ein sorgsamer Vater!" stammelte

mikte bewegt Frau Ruhberg. Fester klammerte sich Theobald an sie, verbarg sein benetztes Gesicht an ihre pochende Brust, und sagte leise, in gebrochnen Worten: Liebe Mutter, ich will auch gut werden, wie der Vater; will dich nicht betrüben; sondern fleißig, folgsam und so seyn, wie du willst.

„O daß du dein Versprechen erfülltest!“ erwiederte wehmüthig die Mutter; „aber man verspricht oft viel, und hält wenig.“

Theobald. Gewiß ich will gut seyn, liebste Mutter! zweifle nicht.

Fr. Ruhberg. Bedenke, was du versprichst, und erinnere dich oft an dein Versprechen. Du thust es an dem Grabe eines sehr rechtschaffenen Mannes, an dem Grabe deines Vaters, unter den Augen Gottes, an den Gräbern vieler edlen Menschen, bey der Linde, welche die Dankbarkeit den Verdiensten deines Vaters setzte. Nichts Höheres kannst du geloben, als was du eben angelobt hast, nähmlich gut zu seyn, wie dein Vater es war. Du, der du alles regierst, laß meinen Sohn, meinen Theobald dem Gelübde treu bleiben,

und

mache mich dadurch zu einer glücklichen Mutter!

Einige Minuten standen Mutter und Kind am Grabe, ohne ein Wort zu sprechen; heiße Zähren flossen von den Wangen Beyder, süße Hoffnungen wachten in dem Gemüthe der Mutter, heilige Vorsätze in der Seele des Sohnes auf. „Willst du, liebe Mutter," — sagte dieser — „daß ich hingehe auf die Wiese, welche gleich hinter dem Gottesacker liegt, und dort einige Blümchen pflücke, um damit das Grab des guten Vaters zu bestreuen?"

Fr. Ruhberg. Es ist mir lieb, daß du auf diesen Gedanken kommst. Gehe immer hin, lieber Sohn, und lies einige Primeln, Veilchen und andere Blumen zusammen. Es freut sich allezeit mein Herz, wenn ich den Hügel, unter welchem ein Rechtschaffener ruht, mit Blumen bestreut erblicke.

Theobald ging; die Mutter aber überließ sich unterdeß ihren Empfindungen. Die Rückerinnerung an die Freuden, die sie mit ihrem Gemahle genossen hatte, stimmten ihr Gemüth zur Wehmuth, und der Gedanke an Adolphs

Aufführung erhöhten dieselben; schmerzliche Gefühle durchwühlten ihre Brust, und die Mutterliebe erwachte in ihrer ganzen Kraft. Sie sank hin auf das Grab, faltete die Hände, und tief aus ihrer Seele floß folgendes Gebet: „Du nahmst ihn mir, o Schöpfer! den liebevollen, treuen, redlichen Gatten, und trübtest dadurch Herz und Auge; aber ich tröste mich; denn du ließest mir ja zwey Kinder, in welchen der Vater wieder aufleben sollte. An dieser Stelle gelobte Adolph ihm ähnlich zu werden. Ach meine süßen Hoffnungen sind vereitelt! Adolph hat sein Versprechen gebrochen; er ist der Tugend untreu geworden." (Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.)

(Nach einer Pause.) „Wenn er aber doch nicht ganz von dem Wege der Tugend gewichen, wenn noch in ihm ein Funken von Güte, von Dankbarkeit und Elternliebe wäre! O Gott! wenn dieses doch wäre! wie getröstet würde ich dann seyn. Schließen möcht' ich ihn in meine mütterlichen Arme, ihn drücken an das volle Herz, und ihm sagen: Adolph! ich vergebe dir!" —

„Vergib mir, Mutter! vergib mir!"

Mit

Mit diesen Worten voll Ausdruck, stürzte ein wohlgebildeter Jüngling aus dem grünen Gebüsche, welches an das Grab des seeligen Ruhberg grenzte, in die Arme der erschreckten Betenden. „Vergib mir!“ wiederholte er einmahl, und noch einmahl. Thränen, aufrichtige Thränen rollten ihm von den Wangen herab, und Frau Ruhberg stammelte, halb ohnmächtig vor Freude: O mein Sohn! mein Adolph! — — ich — vergebe dir!

Schildern läßt es sich nicht, wie lebhaft sich Freude, Furcht und Hoffnung auf dem Angesichte der Mutter, und wie deutlich sich Reue, aufrichtige Reue auf dem Antlitze des, noch nicht ganz verdorbenen, Jünglings ausdrückte!

Mit Blumen mancherley Art kam Theobald herbey geeilt, und sank seinem reuevollen Bruder freudenvoll an die Brust. Dieser öffnete sein Herz der besänftigten Mutter, gestand offenherzig seine Fehler, bat um Vergebung, und erhielt sie. Seine Wanderung und die Schicksale, die er auf derselben erfahren hatte, versprach er im väterlichen Hause zu erzählen.

Man bestreute mit Blumen das Grab, und

that neue, feyerliche Gelübde; besonders versprach Adolph, zurückzukehren auf den bessern Pfad, dem Guten nachzustreben, und sich dergleichen Vergehungen nie mehr zu Schulden kommen zu lassen.

Frau Ruhberg vergab dem reuevollen Sohne, dankte Gott für die unerwartete Freude, und segnete den neuen Tag.

Theobald gerieth nie auf die Abwege seines Bruders.

Und Adolph — hat Wort gehalten.

Von

Vater Ehrenhold und seine Kinder.

Vater Ehrenhold lebte unter seinen vier Kindern so glücklich, als wohl selten ein Kaiser unter seinen Hofleuten, die seine Winke und Befehle mit großer Schnelligkeit und Pünktlichkeit vollziehen, und ihm in allem zu Gefallen leben.

Ehrenhold liebte seine Kinder vernünftig, und die Kinder waren gut und liebten ihn wieder. Was sie ihm an den Augen ansahen, thaten sie; und es war nur ein kleiner Wink von ihm nöthig, um sie zu dieser oder jener guten That zu bewegen, oder von einem Fehler abzuhalten.

Ehrenhold glaubte für das körperliche und geistige Wohl seiner Kinder nicht besser sorgen zu können, als wenn er sie frühzeitig an Arbeitsamkeit, an beständige Thätigkeit gewöhnte.

te. „Müssiggang ist aller Laster Anfang," sagte er oft, und suchte mit väterlicher Sorgfalt diese Quelle vieles Uebels allezeit verstopft zu erhalten. Nie litt er es, daß eines seiner Kinder unbeschäftigt eine Minute verdarb; ihr Geist oder ihr Körper mußte in immerwährender Thätigkeit seyn. Er selbst ging ihnen mit dem besten Beyspiele vor, und die munstern Knaben waren so sehr an Geschäftigkeit gewöhnt, daß für sie nichts peinlicher war, als einige Minuten ohne alle Geschäfte zubringen zu müssen.

Indessen spannte Vater Ehrenhold seine Kinder in kein drückendes Joch, sondern sorgte liebreich für angenehme Erholung, die aber immer zugleich entweder den Körper oder den Geist in Thätigkeit erhalten mußte. Mancherley unschuldige Freuden wußte er ihnen zu bereiten. Bald bestieg er mit ihnen einen anmuthigen Hügel, und man labte sich dann an den köstlichen Aussichten; bald führte er sie zu einem murmelnden Bache, den sie überspringen mußten, bald an einen schönen Teich, wo sie lustige Fische fütterten; zuweilen machte er mit ihnen eine kleine Wanderung in eines der benachbarten Dörfer, besuchte da die Hütten arbeit-

arbeitsamer und braver Landleute, ließ wohl auch manches Mahl eine Schüssel gute Milch auftragen, und sie schmeckte immer besser als eine Tasse Kaffee oder Chokolade.

Wenn die Wiesen mit einem bunten Blumenkleide geziert waren, eilte Vater Ehrenhold täglich eine Stunde mit seinen Kindern in den Schooß der blühenden Natur, um ihre Reichthümer zu bewundern, und die lernbegierigen Knaben die vielen Pflanzen, die in der Gegend herum wuchsen, kennen zu lehren, und sie auf ihren Nutzen oder ihre Schädlichkeit aufmerksam zu machen. Oft vergnügten unschuldige Spiele ihre jugendliche Seele, und der Vater selbst nahm dann und wann herzlichen Antheil daran. Im Räthselauflösen hatten es die Knaben sehr weit gebracht; denn es verging fast kein einziger Tag, an welchem sie darin nicht wären geübt worden.

Aber für nichts waren Ehrenholds Kinder mehr eingenommen, nichts wünschten sie sehnlicher, und über nichts freuten sie sich so sehr, als wenn der freundliche Vater sie bey der Hand nahm, mit ihnen einen kleinen, nahen Hügel bestieg, sich mit ihnen unter eine dicke Eiche setzte,

setzte, und ihnen Geschichten erzählte. Nach vollbrachten Tagesarbeiten sprangen sie gewöhnlich zu ihm hin, umhalsten ihn, und ihr freundlicher, lächelnder Blick drückte ihre Wünsche deutlich genug aus. Wollte der Vater sie nicht verstehen, so sagten sie bescheiden: Lieber Vater! möchtest du uns doch heute wieder etwas erzählen. Und Ehrenhold erfüllte dann beynahe allezeit ihren Wunsch; nur wenn ihn zu viele Sorgen drückten, oder wenn die Kinder am Tage nicht gut genug waren, wurde des Abends nichts erzählt.

Ehrenhold richtete durch seine Erzählungen viel aus; die Kinder wurden dadurch nicht nur angenehm unterhalten; sondern sie lernten auch manches bey dieser Gelegenheit, und, was noch mehr ist, ihr Herz wurde dadurch immer mehr und mehr veredelt; sie gewöhnten sich das Laster zu verabscheuen und zu fliehen; der Tugend aber ihren Beyfall zu schenken und ihr nachzustreben. Auch nahmen sie warmen Antheil an den Schicksalen der Personen, von welchen erzählt wurde, und viele Thränen flossen den Unglücklichen, deren trauriges Loos ihnen der Vater schilderte.

Viele

Viele Eltern in der Stadt, wo Ehrenhold wohnte, wußten nicht, wie sie ihre Kinder, besonders in den Winterabenden, beschäftigen sollten. Die Langeweile war in ihren Häusern einheimisch geworden, und da sie ein gar übler, lästiger Gast seyn soll: so suchte man ihrer los zu werden. Es wurden daher den Kindern die wildesten Spiele gestattet, wobey sie an Gesundheit des Leibes und Geistes mehr verloren, als gewannen; man kaufte ihnen Schachteln, die mit allerhand Zuckerbackwerk von der verschiedensten Form gefüllt waren, und womit sich die Kinder die Zeit vertreiben sollten.

Das war ein gar unnützer und auch schädlicher Zeitvertreib; denn was that man dabey? Man packte die Schachteln aus, und stellte die gebackenen Soldaten in Ordnung. Der Appetit wurde darnach immer heftiger. Nun lieferte man eine Schlacht, und ging mit den süßen Kriegern gar unbarmherzig um. Dem einen wurde der Hals gebrochen, dem andern die Hand abgeschlagen; dem dritten wurden die Beine abgehauen, und der vierte hatte gar das Unglück, geviertheilt zu werden.

„Laßt

„Laßt uns Menschenfresser seyn,“ sagte Cajus; und Bileam, Ruppert und Ypsilon griffen hurtig zu; der Schmaus begann, und kaum versah man sichs, so waren die gefallenen und verwundeten Soldaten aufgezehrt. In kurzer Zeit war das ganze Regiment aufgerieben, und auch kein einziger Mann entkam, der dem Fürsten diese traurige Bothschaft hätte überbringen können.

So ging es auch mit den übrigen Schachteln; die gebackenen Thiere, welche sich darin befanden, wurden allmählich geschlachtet und, versteht sich, ganz aufgezehrt. Ja selbst das von Zuckerteig verfertigte Tisch- und Küchengeräthe hatte kein besseres Loos. Bileam hatte von einem gewaltigen Fresser erzählen hören, daß er eine derbe Portion Fleisch und Zugemüse sammt der irdenen Schüssel verschluckt habe, und er gerieth auf den Einfall: man sollte es doch versuchen, ob man etwa nicht auch so etwas zu Stande bringen könnte.

„Bravo, Bileam! bravo!“ riefen seine Kameraden; „wer hätte in dir diesen witzigen Einfall gesucht! Dir gebührt mit Recht der erste Versuch.“

Nun

Nun so will ich es denn wagen, versetzte lachend Vetter Bileam, nahm die schön angestrichene Ofengabel, hob damit den größten Topf von dem Heerde, und rief: Merkt auf, Kameraden! der Topf muß samme der Ofengabel hinunter! und nun vollbrachte er sein Meisterstück mit großem Glück; alle klatschten ihm Beyfall zu, folgten seinem Beyspiele und gaben ihrem Muster nichts nach.

Aber die verschlungenen Soldaten schienen im Magen wieder lebendig zu werden, und das Küchengeschirr, Ofengabeln, Teller, Schüsseln, Spieße u. dg. m. sich aus dem Wege räumen zu wollen. Die Menschenfresser bekamen Uebelkeiten, und mußten Lekranzen einnehmen, um ihren Magen zu reinigen; es schmeckte ihnen kein Essen; sie wurden mißmüthig, mußten Tagelang das Bett hüten, und verwünschten die angestellten Schmausereyen.

Wenige Eltern gab es in der ganzen Stadt, die ihre Kinder in den Winterabenden auf eine bessere Art zu beschäftigen wußten. Einige waren sogar so unvorsichtig und gaben ihren Kindern Spielkarten in die Hände, weckten dadurch bey ihnen den Hang zum Spiel,

und

und legten dadurch den Grund zu ihrem nachherigen Verderben.

Ganz anders griff es Vater Ehrenhold mit seinen Kindern an. Für Leckereyen und andere unnütze und oft schädliche Sachen gab er keinen Heller aus. Wenn viele Eltern auf verzuckerte Mandelkerne, Biscuit, Feigen, Marzipan und dergleichen Magengifte mehr, vier, fünf Thaler verwendeten: so kaufte Ehrenhold für einen Gulden ein schönes Buch, erzählte was er darin gelesen hatte, las es wohl manch Mahl laut vor, oder ließ es von seinem ältesten Sohne, Alexander, vorlesen; denn hierzu war dieser sehr geschickt, und er war es theils durch Uebung, theils dadurch geworden, daß die Natur ihm geschmeidige Sprechwerkzeuge verliehen hatte.

An einem Winterabende war alles in dem Ehrenholdschen Hause mit schweren Arbeiten überhäuft; der Vater saß fast den ganzen Tag im Comptoir, und verrichtete ein mühevolles und unangenehmes Geschäft. Er zog nähmlich aus den weitläuftigen Handelsbüchern die Schulden aus, die er weit und breit zu fordern hatte. Seine Kinder waren nicht weniger thätig;

tig; sie hatten schwere Schülarbeiten auf, und dieß verursachte gewaltiges Kopfbrechen. Aber der Abend, wo Jedes seine Geschäfte geendigt hatte, that ihnen auch dann um so mehr wohl. Man nahm ein einfaches Nachtmahl zu sich, und der süße Schlaf verkleinerte gleich nach dem Essen die Augen der Tischgesellschaft. Daß es nicht gesund sey, wenn man mit vollem Magen einschlafe, wußte Jedes, und daher gab man sich Mühe, wach zu bleiben. Aber vergebens! die Augenlieder senkten sich stark und immer stärker, der Vater lächelte und sagte: „Treibt den Somnus*) weg, lieben Kinder! er kommt noch zu früh!“

Ja, wenn du uns etwas erzähltest, lieber Vater! dann schliefen wir vielleicht nicht ein, sprach Wilhelm, der kleinste von Ehrenholds Söhnen.

Alexander. Ach ja, guter Vater! du könntest uns eine hübsche Geschichte erzählen; dann blieben wir gewiß munter.

Va-

*) Somnus hieß bey den Römern der Gott des Schlafs.

Vater. Wenn mir nur eine in den Sinn käme. Soll es denn eine traurige oder lustige Geschichte seyn?

Alle. Eine lustige! eine lustige!

Alexander. Wir haben heute einen sauern Tag gehabt, und jetzt möchten wir wohl gern ein wenig lachen; das Lachen bringt ja, wie man sagt, das Blut in Bewegung, und dieß ist für die Gesundheit von großem Nutzen.

Vater. Ey! sieh' mir einmahl den Philosophen. Nun, weil ihr denn heute also lachen wollt, so will ich euch ein Paar spaßhafte Geschichten erzählen.

Alle. Ach! ach! (man klatscht frohlockend in die Hände und drängt sich zum Vater.)

Vater Ehrenhold lächelte und begann folgendermaßen:

Ich will euch heute erzählen von ——

Wilhelm. Von dem Taubenhäuschen?

Va-

Vater. Nichts vom Taubenhänschen.

Theodor. Von den Schildbürgern?

Vater. Auch nicht.

Niklas. Von dem bösen Müller?

Vater. Verfehlt.

Alexander. Gewiß von Kartusch?

Vater. Keiner hat es errathen. Ich will euch erzählen von einer tollkühnen

Bärenjagd.

Es war ein Mahl eine Zeit, wo die meisten Gegenden, die wir jetzt angebaut und blühend erblicken, finstre Waldungen waren, in denen reißende Thiere, z. B. Wölfe und Bären, hausten, die den Aufenthalt für Menschen unsicher machten. Oft traten sie, getrieben vom Hunger, Reisen in die umliegenden Dörfer an, erbrachen Ställe, zerrissen das Vieh, das sich in demselben befand, und fielen selbst Menschen in ihren Wohnungen an. Das waren denn freylich verhaßte Gäste. Um ihrer

los

los zu werden, war es jedermann erlaubt, gegen sie zu Felde zu ziehn, und erlegte man einen, so erhielt man von der Obrigkeit eine bestimmte Summe, welche unter dem Nahmen Schuß'geld noch heut zutage in vielen Ländern demjenigen gezahlt wird, der z. B. einen Wolf, Luchs oder Bären erlegt.

Auch war es gewöhnlich, daß der Jäger, der einen Wolf oder einen Bären getödtet hatte, ihm die Haut abzog, mit derselben weit und breit herumzog, und sich Geld damit verdiente. Denn Groß und Klein liefen zusammen, wenn er mit der Haut des bösen Thieres in einem Dorfe oder in einer Stadt ankam; alles freute sich über den Tod desselben, und der Jäger wurde für die glückliche Erlegung des Raubthieres mit Geschenken überhäuft.

In einem kleinen Dorfe, welches in einer gebirgigen Gegend lag, in der sich viele Bären aufhielten, wohnte ein ehrlicher Bauer, Nahmens Marx. Er hatte einen aufgeweckten Knaben, der ihm viele Freude machte. Jürgen — so hieß er — war immer munter, und zeigte viel Kopf, besaß viel Muttermilch und Körperstärke, und zeigte allenthalben gro-

ßen

ßen Muth. Schon in seinem zehnten Jahre konnte ihn sein Vater mit sich in den Wald nehmen, und mit ihm Tage lang die dichtesten Dickichte durchstreichen, durch den tiefsten Schnee auf den Bergen herumwaten, und wenn er einem heulenden Wolfe eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte, das gefallene Thier, von Jürgen unterstützt, nach Hause schleppen.

Märx war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und mancher Bär fiel von seiner Hand. Wenn ein wüthendes Raubthier sich den umliegenden Dörfern näherte, und die Heerden beunruhigte; so nahm man allezeit zu Märxen seine Zuflucht; dieser konnte ihm am besten beykommen, und selten entging es dann dem Tode. Freylich wagte er immer sein Leben daran, und zu wiederhohlten Mahlen war er der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt, es zu verlieren. So kletterte er einmahl aus einem finstern Thale einen steilen Berg hinan; fast bey jedem Tritte glitt er aus. Mit der größten Anstrengung hatte er den Berg zur Hälfte erstiegen, er stand an einem lockern Strauche still, schöpfte Athem und sammelte neue Kräfte. Aber welch ein Anblick, da er seine Augen vor-

wärts richtete. Ein brummender Bär mit einer blutigen Schnauze kam gerade auf ihn los, und war nicht weiter als zwanzig Schritte von ihm entfernt. Statt zu heben und Reißaus zu nehmen, ergriff Marx seine Büchse, legte an, und drückte los; paff! — da purzelte Petz herunter, mit den Vordertatzen auf die Schultern des unerschrockenen Jägers. Dieser, von der Last des Bären zu Boden gedrückt, rollte mit demselben bis ins Thal hinab. Ein Glück war es, daß die Kugel gerade das Herz getroffen hatte, und das wüthende Thier daher keine Kräfte übrig behielt, sich an dem Urheber seines Todes zu rächen; und ein eben so großes Glück war es, daß er beym Falle auf dem Bären lag, weil er sonst von demselben zerdrückt worden wäre. Er kam mit unbedeutenden Wunden davon.

Da Marx sehr oft plötzlich zur Hülfe gegen wilde Thiere gerufen wurde: so hielt er für solche Fälle immer geladenes Gewehr in Bereitschaft. Sein Sohn (ein Knabe von eilf Jahren) fand an der Jagd ein eben so großes Behagen als sein Vater, und es ärgerte ihn nur, daß er noch so jung sey, und daher nicht die Erlaubniß erhalten könne, manch Mahl mit

der

der Flinte im Walde herumstreichen, und, wenn's Glück wohl wollte, einen Wolf oder gar einen Bären erlegen zu dürfen. „Ich weiß doch wahrhaftig nicht," sagte er oft, „warum man mir kein geladenes Gewehr in die Hände geben will. Kann ich denn etwa den Hahn noch nicht aufziehen? Nun, da kennt man mich gar schlechte! oder kann ich ihn nicht losdrücken? das ist kinderleicht; oder glaubt man vielleicht, daß ich nicht recht zielen, und das Thier verfehlen möchte? ja gehorsamer Diener! verfehlen! — Knall und Fall müßte eins seyn! fallen müßt' er der Wolf, oder Bär, und wenn er auch sechs Dutzend Schritte von mir entfernt wäre!"

An einem Sonnabende kam Jürgen mit Kasper, des Nachbars Sohne zusammen, und ließ sich mit ihm in folgendes Gespräch ein.

Jürgen. Hast du das Thier gesehen, das mein Vater gestern geschossen hat?

Kasper. Ja freylich hab' ich's gesehen. Ein gar schreckliches Thier!

Jürgen. Das muß eine Freude seyn, wenn man so etwas niederschießen kann!

Kasper. 's ist aber auch nichts Leichtes!

Jürgen. Hm! glaubst du denn, daß es so gar schwer sey?

Kasper. Ey ja! das glaub' ich!

Jürgen. Ist denn ein Vogel leichter zu schießen?

Kasper. Das versteht sich.

Jürgen. Du irrst dich, Kamerad! ein Vogel ist wohl etliche hundert Mahle kleiner als ein Bär; man kann ihn daher um desto leichter verfehlen. Aber der Bär, wenn er so hübsch die Seite gegen die Flinte dreht, ha! das müßte mir ein gar miserabler Schütze seyn, der ihn dann nicht kalt machte. Glaub' mir, er ist viel leichter nieder zu schmettern als ein Vogel.

Kasper. Das glaube, wer da will; ich glaub's nicht. Wenn man den Vogel verfehlt, so fliegt er auf und davon; aber verfehlt man den Bären, oder trifft man ihn nicht gerade ins Herz oder in den Kopf; ja da schlage man

man nur gleich ein Kreutz und bereite sich zum Tode vor. Dein Vater selbst hat neulich erzählt, daß schon mancher Jäger erdrosselt worden und elendiglich um sein Leben gekommen sey.

Jürgen. Je! deßwegen muß man den Muth nicht gleich sinken lassen. Sieh', so klein wir auch sind, so traue ich mir doch zu mit dir eine Bärenjagd zu unternehmen. Gelt, du hättest Lust dazu?

Kasper. Eine Bärenjagd ist freylich keine Kleinigkeit, indessen, wenn's darauf ankäme, so ging ich wohl mit.

Jürgen. Denk' dir nur, Kasper, was das für eine Freude seyn müßte, wenn das brummende Thier daher geschlichen käme, und ich dann die Flinte anlegte, den Brummer gut aufs Korn nähme und — ha Kasper! das wäre eine Lust! — ihm eine Kugel durch den Leib jagte. Meinst du denn, daß unsre Eltern nicht frohlocken würden? und in der ganzen Gegend hieße es dann: Kasper und Jürgen haben einen Bären erlegt.

Kas-

Sie schliefen in der heranrückenden Nacht äußerst unruhig; denn sie träumten von lauter Wölfen und Bären. Des andern Morgens konnten sie kaum erwarten, bis es acht schlüge und die Kirche anging. Als dieses geschehen war, und sowohl Kaspers als Jürgens Eltern ihr Haus verlassen hatten, nahm Jürgen die beste Flinte seines Vaters und ging damit in den Grasgarten, welcher hinter dem Hause lag. Hier fand er Kaspern, der schon auf ihn wartete.

Jürgen. Guten Morgen, lieber Kasper! sieh' das ist der gewaltige Stutzer, der schon viele Wölfe und Bären todt gemacht hat. Auch heut' soll er, wenn das Glück uns wohl will, gute Dienste leisten. Höre mich nur jetzt recht aufmerksam an; denn ich will dir sagen, wie wir die Sache am besten anfangen. Wir gehen geraden Weg's durch das hinterste Krummholz-Wäldchen ins weiße Thal; da ziehn die Bären allezeit herum. Ich behalte die Flinte bey mir, und drücke sie los, wenn uns etwas aufstößt. Jeder sieht sich nach allen Seiten sorgfältig um, und wenn er etwas erblickt, macht er gleich den andern aufmerksam. Kommt ein Bär, so schleichst du dich leise von

der

der Seite an ihn, ziehst deine Mütze vom Kopf, und jagst ihn mir mit derselben zu. Ich will dann schon sehen, was ich thue. Hast du mich verstanden?

Kasper. Ey! ja wohl! ich jage dir den Brummer mit meinem Mützchen zu, und du brennst auf ihn los.

Nun verließen sie den Garten und eilten hoffnungsvoll in den Wald. Lange irrten sie in dem Thale herum, ohne auf etwas zu stoßen. Sie wollten eben wieder nach Hause kehren, als sie in der Nähe ein merkliches Geräusch hörten. Man spähte alles aus, und es dauerte nicht lange, so erblickte man in einer Entfernung von ungefähr achtzig Schritten einen ziemlich großen Bären, der brummend einherging und seinen Weg gerade nach den zwey kleinen, etwas erschrockenen Jägern nahm. Sie faßten aber gleich wieder Muth; Jürgen zog die Flinte auf und sagte: Kaspar, dein Mützchen!

Jürgen stellte sich hinter einen Baum, und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des Thieres.

Kasper aber schlich sich, das Mützchen in der Hand, auf den Zehen seitwärts an dem Bären vorbey. Als er hinter ihm war, schwenkte er hurtig seine Mütze, und rief aus allen Kräften: ho ho! ho ho!

Der Bär, vielleicht sehr überrascht durch dieses Geschrey, nahm Reißaus, und lief immer dem Baume zu, hinter welchem Jürgen stand, dem das Herz gewaltig pochte; aber dessen ungeachtet zielte er nicht lange, schoß, und das Echo wiederholte einige Mahle den fürchterlichen Knall.

„Er liegt! er liegt!“ rief, außer sich vor Freude, der glückliche Jäger seinem Kameraden zu, der wie der Wind herbey geeilt kam, und vor Freude sein graues Mützchen verlor.

Der Bär war wirklich gefallen; denn die Kugel war ihm gerade durch den Kopf gegangen. So kann kein Sieger über einen errungenen Sieg, oder ein Fürst über ein ganzes erobertes Land sich freuen, als Jürgen und Kasper über den erlegten Bären. „Hab' ichs nicht gesagt!“

sagt!“ rief jener. „Du bist ein wackrer Bursch!“ erwiederte dieser.

Laut bewunderte man das feiste Thier; aber man war nicht im Stande, dasselbe von der Stelle zu bewegen. Man begnügte sich daher, es mit Reisern zu bedecken, damit es Niemand bemerke, und ging seines Weges, immer dem Dorfe zu.

Die Kirche war lange zu Ende, und Kaspers Eltern wußten nicht, wo ihr Sohn stecke. Da er zu lange ausblieb, so dachte ihm sein Vater eine tüchtige Züchtigung zu, welche er auch leiden mußte. Da half kein Bitten, kein Flehen, kein Versprechen. Er wurde nicht angehört, und noch obendrein in eine Kammer gesperrt, wo er bey Wasser und Brot den ganzen Tag sitzen sollte.

Jürgen hatte zwar dieses Loos nicht; aber sein Gewissen machte ihm doch Vorwürfe, daß er ohne Erlaubniß des Vaters die Flinte genommen habe, und so lang ausgeblieben sey. „Es ist doch möglich,“ sagte er bey sich selbst, „daß der Vater nicht viel nach dem geschossenen Bären fragt, und mich wegen meiner That mit

der

der Peitsche empfängt.“ Je näher er dem väterlichen Hause kam: desto unruhiger und lauter schlug sein Herz. Wie groß war seine Freude, da er seine Eltern, die nach der Kirche bey einem Anverwandten eingekehrt waren, nicht zu Hause antraf. Bedächtig hing er die Flinte wieder an den gehörigen Platz, und überlegte sorgfältig, ob sie denn auch wirklich so gehangen habe, ehe er sie herabgenommen hatte. Er faßte den Vorsatz, das, was er gethan, seinem Vater zu entdecken, wenn dieser bey guter Laune seyn sollte. Allein Marx machte eben kein freundliches Gesicht, als er nach Hause kam, und der Sohn verschob sein Geständniß auf eine schicklichere Zeit. Während des Mittagessens wandelte ihm einige Mahle die Lust an, damit herauszurücken; aber er wußte nicht, wie er die Sache recht klug angreifen sollte. Der Vater sprach mit seiner Frau über mancherley Gegenstände; endlich hub auch Jürgen an, etwas für sich zu reden, doch so laut, daß man es deutlich vernehmen konnte.

Jürgen. (für sich) Es ist ein ungeheures Thier, noch fast größer als das vorgestern geschossene.

Marx.

Marx. (zu seiner Frau) Es ist auch wirklich ein ärgerlicher Kasus. Wenn ihn der rachsüchtige Kilian nur nicht gleich angegeben hätte. Wegen einiger Aepfel den armen Schelm gleich anzuklagen!

Frau Marx. Gib Acht, er kommt ins Gefängniß, man ist dem armen Manne gehäs sig, weil er schon einige Mahle diesem und jenem brav die Wahrheit gesagt hat.

Jürgen. Knall und Fall war Eins. Potztausend! wie purzelte der auf den Boden. Aber die Kugel durchbohrte auch seine Stirne. Wie viel Zentner er auch wohl wiegen mag? Wir konnten ihn kaum von der Stelle bringen. Wenn ihn nur niemand findet!

Marx. Ich will noch heute mit dem Schulzen sprechen; vielleicht gelingt es mir, seine Strafe zu mildern; er verdient sie wahrlich! nicht. Ist einer von unsern Nachbarn ein ehrlicher Kerl, so ist's Schaumann. Er war gewiß in Gedanken, als er die Aepfel abbrach; hätt' er daran gedacht, gewiß er würde sie nicht berührt haben. Ich muß dem Schulzen die Sache ernsthaft vorstellen.

Frau

Frau Marx. Das thue ja, lieber Mann!

Jürgen. Es wäre Schade, wenn er da liegen bliebe, oder gestohlen würde. Wenigstens ist die Haut ihre zehn Thaler werth! Potztausend, er hat ja ein Fell, wie selten einer! So ein schöner, fetter, herrlicher Bär sollte da liegen bleiben?! Es wäre doch Schade. Man könnt' ja ein Paar Ochsen anspannen, und ihn nach Hause transportiren.

Marx. Wovon sprichst du denn, Junge?

Jürgen. Ich spreche von einem Bären.

Marx. Hast du etwa von einem geträumt? oder gar einen gesehen?

Jürgen. Ey, das wollt ich meinen!

Marx. Gesehen? Lebendig oder todt?

Jürgen. Lebendig und todt.

Marx. Wer hat ihn denn geschossen?

Jürgen. (kann vor Angst nicht antworten, und erröthet.)

Marx. Warum antwortest du nicht? und warum machst du ein so sonderbares Gesicht?

Jürgen. Ich muß Euch nur gestehen, Vater! aber werdet ja nicht böse. Nicht wahr, Ihr werdet mir nicht böse?

Marx. So rede nur weiter.

Jürgen. Ihr wißt doch, Vater! Euer Stutzer da war geladen.

Marx. Nun?

Jürgen. Ich nahm ihn herunter und ging mit Nachbars Kaspar in den Wald!

Marx. Du? mit der geladenen Flinte? Und was wolltet ihr denn da machen? (er sieht ihn verwundernd und ärgerlich an.)

Jürgen. (schlägt verlegen die Augen nieder) Wir gingen ins Thal, und da kam ein großer Bär auf uns los. Kaspar nahm seine Mütze, und trieb ihn damit zu mir; ich drückte ab, und das Thier sank todt zur Erde nieder.

Marx.

Marx sprang eilig auf, untersuchte die Flinten, und fand den Stuzer ohne Ladung. Der Nachbar wurde mit seinem Sohne herbey gerufen, man begab sich ins weiße Thal, und fand den erlegten Bären; Jürgen hohlte einen, mit zwey Ochsen bespannten Wagen, und das Wild ward im Triumphe ins Dorf geführt.

So sehr sich nun auch Marx über den erlegten Bären und über seines Sohnes Geschicklichkeit im Zielen freute, so gab er diesem doch einen derben Verweis. Und Marx hatte Recht.

Trau=

Traurige Folgen eines unüberlegten Scherzes.

(Eine wahre Geschichte.)

Willig, ein hoffnungsvoller Jüngling, der einzige Sohn einer wohlhabenden und rechtschaffenen Familie, befand sich schon zwey Jahre auf einer hohen Schule, als er durch plötzliche Erkältung sich eine Krankheit zuzog, die ihn auf's Krankenlager warf, und von den Aerzten endlich für unheilbar erklärt wurde. Durch seinen edeln Charakter hatte er sich viele Freunde erworben, welche an seiner traurigen Lage herzlichen Antheil nahmen, ihn täglich besuchten, bey ihm wachten, und ihm die rührendsten Beweise von ihrer Liebe und Freundschaft für ihn gaben. Willig starb. Jeder, der ihn näher kannte, betrauerte ihn. Seine Freunde benetzten seinen Leichnam mit Thränen; denn er

war ein edeldenkender Jüngling, und treu und redlich gegen jedermann gesinnt.

Auf der Schule, wo Willig studierte, herrschte die Gewohnheit, daß jeder verstorbene Studierende bis zu seinem Begräbnisse des Nachts von einigen seiner Mitschüler bewacht wurde. Dieß war auch jetzt der Fall. Vier von Willigs Bekannten wachten die erste Nacht in der Kammer, wo sein entseelter Körper lag. Eine düstre Stille herrschte in der ersten nächtlichen Stunde. Kein Wort wurde gesprochen. Es war bald eilf Uhr, da endete das tiefe Stillschweigen, und einer von der Gesellschaft, Ramberg, fing an, den Verstorbenen zu bedauern. Alle stimmten in seine Klagen ein. Man trat zum Leichname hin, schlug das Tuch, das sein Gesicht bedeckte, zurück, und Treumann bückte sich gerührt zu demselben hin, und einige Thränen entrollten seinem Auge. „O du warst mir viel, sprach er bewegt, edler Willig! du warst mir viel. Ich werde dir dafür danken, so lange mein Herz des Dankes fähig ist. Lieben Freunde! ihr wißt es nicht, wie sehr er sich um mich verdient gemacht hat. Laßt es euch erzählen, und ihr wer-

werdet sein gutes Herz noch höher achten, und seinen Verlust noch mehr betrauern:

„Gleich in den ersten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes gerieth ich in Gesellschaften, die für mich verderblich waren. Anstatt die Lehrstunden zu besuchen, begab ich mich in öffentliche Häuser, wo Wein und Spiel den Anwesenden die Zeit verkürzten. Ich ward in kurzer Zeit ein leidenschaftlicher Spieler. Mehrere Tage und Nächte nach einander konnte ich, die Karte in der Hand, alles um mich vergessen, und das Leben fing mir an langweilig zu werden, wenn ich des Spieles entbehren mußte. Die Ermahnungen meiner Eltern, fleißig zu seyn, und mich durch eine gute Aufführung auszuzeichnen, vergaß ich ganz, und wenn sie dann und wann in mein Gedächtniß zurückkehrten; suchte ich ihrer bald los zu werden, wie man eines mahnenden Gläubigers los zu werden sucht. Ich wurde mit jedem Tage schlechter. Das schlüpfrige Glück verließ mich bald, bald schmeichelte es mir wieder. Aber endlich wurde es mir ganz untreu. Ich verlohr alles Geld, was ich hatte; ich borgte und verlohr, borgte wieder, und bald war der Beutel abermahls gelehrt; kurz, in Zeit von drey Mo-

naten hatte ich nicht nur das Geld verspielt, welches ich zur Bestreitung meiner Bedürfnisse von meinen rechtschaffenen Eltern erhalten hatte, sondern hatte noch obendrein Schulden, und keine Hoffnung, sie bald tilgen zu können. Meine Gläubiger bestürmten mich, und brachten mich fast zur Verzweiflung. Das Gewissen erwachte, und machte mir die bittersten Vorwürfe. Düster wanderte ich in den öffentlichen Gärten und Wäldern herum, und fand nirgends, was ich suchte, Ruhe der Seele.“

„Ich war auf dem Punkte, die Stadt zu verlassen und in die weite Welt zu gehen, als ich in dem fürstlichen Garten Willigs Bekanntschaft machte. Gleich einem Engel trat er zu mir, und liess sich mit mir in ein Gespräch ein. Sein zutrauliches Wesen öffnete mein Herz; ich brach in Thränen aus, und ergoß meine Klagen in seine Brust. Liebreich faßte er mich in seine Arme, und sprach mir Worte des Trostes und der Beruhigung zu. Ich mußte mit ihm in seine Wohnung gehn. Es war ein herrlicher Abend, den ich mit ihm verlebte. Er lud mich ein, ihn öfters zu besuchen, und bot mir seine Bibliothek zum Gebrauche an. Ich nahm sogleich ein Paar Schriften

von

von Follikofer, Gellert, Salzmann und Campe mit mir. Sie wirkten vortheilhaft auf mein Herz, und ich nahm mir vor, ein beßrer Mensch zu werden.“

„Dieß war aber noch nicht alles, was Willig an mir that. Ich entdeckte ihm nach einiger Zeit, daß ich von Schulden gedrückt sey. Freundschaftlich bot er mir seine Börse an; die meisten meiner Gläubiger würden befriedigt, bey den Übrigen sagte er für mich gut. Nach Verlauf eines halben Jahres war ich nicht nur schuldenfrey, sondern auch ein ganz anderer Mensch. Durch ihn machte ich viele gute Bekanntschaften, und die Seelenruhe, die ich seitdem allezeit empfand, habe ich ihm zu verdanken. O edler, geliebtester Willig! Freund meines Herzens! wann soll ich dir vergelten, was du an mir gethan hast? Du bist dahin, dahin in deinen blühendsten Jahren! die Blüthe versprach viele, versprach goldene Früchte — ach! sie ist gewelkt, und sie erhohlt sich nicht wieder!“

Treumanns Augen gingen über, und mit seinen dankbaren Thränen vermischten sich die Zähren der übrigen drey Jünglinge.

Eine

Eine halbe Stunde dauerte diese traurige Stimmung der Wachenden. Endlich suchte man sich zu erheitern. Dieß gelang. Die Traurigkeit verwandelte sich bald in Heiterkeit, und diese in ein lustiges Wesen. Man erzählte drollige Anekdoten, sang und scherzte, und die Thränen wandelten sich in ein herzliches Lachen um. In dieser frohen Stimmung kam einer von der Gesellschaft auf den Einfall, sich durch Wein noch mehr zu erheitern. In einem nahen Hause wurde dieser verkauft. Treumann entschloß sich, eine Flasche zu hohlen. Er ging.

Während Treumanns Abwesenheit, die sich etwas lange verzog, gerieth einer von den drey Zurückgebliebenen auf den unglücklichen Einfall, mit ihm einen Spaß zu treiben. Er that nämlich den Vorschlag, Willigs Leichnam sollte in die benachbarte Kammer getragen werden, und an dessen Statt Einer von der Gesellschaft sich niederlegen und in das Leichentuch hüllen; käme Treumann wieder, so wollte man auf die Gesundheit des Verstorbenen ein Glas leeren, und dieser sollte sich dann erheben und den Anwesenden danken. Was solch ein Auftritt für Folgen nach sich ziehen könne,

könne; überlegte keiner. Der Einfall gefiel, und es wurde sogleich zur Ausführung desselben geschritten. Der Leichnam war bey Seite geschafft, und einer von der Gesellschaft nahm seinen Platz ein, eingehüllt in das Leichengewand.

Treumann kam mit der gefüllten Flasche an. Man fing absichtlich an von Willig zu sprechen, und seinen Verlust zu bedauern. „Beruhigt euch, Freunde! sagte einer, für diese Welt ist unser guter Willig freylich todt! aber er lebt in einer andern. Es möge ihm auch da wohl gehen. Treumann! ich dächte, du tränkst das erste Glas auf sein Wohl!“

Treumann, der nichts dahinter vermuthete, ergriff das Glas, trat zum Leichnam hin und brach in die Worte aus: „Habe Dank, rechtschaffener Willig! für alle Gefälligkeiten, die du mir erwiesen. Wo du jetzt lebst, möge es dir an reinen Freuden nicht fehlen!“

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der vermeintliche Leichnam sich langsam aufrichtete, sich gegen Treumann verneigte, und leise sagte: „Ich danke.“ Auf Treumann

machte

machte diese Scene einen so mächtigen Eindruck daß er ohne Besinnung zu Boden stürzte. Die andern sprangen herbey, hoben ihn auf, riebem seinen Körper, und suchten ihn wieder ins Leben zurück zu bringen. Allein ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Treumann wurde ein trauriges Opfer eines unüberlegten Scherzes. Er kehrte ins Leben nicht zurück. Diejenigen, welche seinen Tod verursachten, machten sich deßhalb Zeitlebens bittre Vorwürfe.

An Willigs Seite ward sein treuer, dankbarer Freund Treumann begraben, und so ruhen im Tode zwey Redliche neben einander, die im Leben sich mit Freundschaft und Liebe umfaßten, und einige Mahle den Wunsch äußerten, allezeit mit einander vereinigt zu bleiben. Das Erzählte ist wahr, und hat sich in Siebenbürgen zugetragen.

Ein

Ein Denkmahl.

Wenn ich in den Stunden der Erhohlung einsam auf meiner Stube sitze, und hineinsehe in die schöne Welt: so schweben oft Bilder der Vergangenheit meiner Seele vorüber; ich erinnere mich mit süßer Wehmuth all der Freuden, die ich in meiner Jugend genossen, und der Leiden, die ich bis jetzt glücklich überstanden, und dabey kommt ihr mir immer ein, ihr geliebten älteren und jüngeren Freunde! in der euren Gesellschaft mir so manche Stunde angenehm und lehrreich verflossen ist! O wo sind sie, denk' ich dann, die Guten, an denen dein Herz hängt? wo sind sie, die treuen Gefährten deiner früheren Jahre? wirst du ihnen noch einmahl auf diesem Planeten begegnen? sie noch ein Mahl an deine Brust drücken, und ihnen für die freundschaftlichen Gesinnungen danken, die sie gegen dich hegen, und für die süßen Freuden, die dir der Umgang mit ihnen gewährte?

Hier

Lieben Leser! gefühlvolle Leserinnen! ihr habt gewiß auch Freunde, die euerm Herzen theuer sind, ihr kennt Personen, die euch vom Herzen lieben, und die ihr wieder liebt; vielleicht lebt ihr getrennt von diesen guten Freunden, oder vielleicht schlägt doch bald die Stunde, wo ihr euch von ihnen trennen müßt: o ihr werdet dann auch manche Regungen in eurem Innern empfinden, die an Wehmuth grenzen, wenn euch süße Rükerinnerung an eure Freunde beschäftigt!

Die Stunden, in welchen ich mich meiner Freunde erinnere, zähle ich unter die seligsten meines Lebens. Der Gedanke: da und dort lebt ein Redlicher, der dir wohl will, hat etwas Herzstärkendes, und feuert mächtig an, allezeit den Weg der Tugend zu gehen, um die Achtung und Liebe edler Freunde nicht zu verscherzen.

Aber oft tritt mir auch bey dieser Rükerinnerung eine Thräne ins Auge. Nicht die Gestalten lebender Freunde allein, nein! auch die Gestalten solcher Freunde schweben mir vor, die nicht mehr sind, die nun im Grabe ruhen, und eines neuen, höheren Lebens genießen.

ßen. Sollte wohl unter meinen jungen Lesern kein einziger seyn, der eine zärtliche Mutter, einen redlichen Vater, eine geliebte Schwester, einen treuen Bruder, einen rechtschaffenen Freund, oder eine edle Freundin verloren hätte? Das Herz eines solchen Lesers frage ich, was es empfand, wenn in mancher einsamen Stunde das Bild eines entschlummerten Freundes ihm vorschwebte? Und doch, wie süß ist die Erinnerung an edle Verstorbene! Lasset uns ihrem Andenken immer eine aufrichtige Thräne weinen.

Unter meinen verstorbenen Freunden und Freundinnen erinnere ich mich oft und mit süßer Wehmuth einer meiner ersten Schülerinnen. Erlaubet mir, lieben Leser und Leserinnen, diesem liebenswürdigen Mädchen hier ein Denkmahl zu setzen. Von eurem Herzen darf ich es wohl erwarten, daß ihr an meinen Empfindungen über ihren Verlust ungeheuchelten Antheil nehmen werdet.

Vor einigen Jahren hatte ich das Glück, mit einer Familie bekannt zu werden, von der ich euch viel Rühmliches erzählen könnte, wenn ich nicht befürchten müßte, ihre Bescheidenheit

dadurch zu beleidigen. Mehr als ein Jahr verlebte ich im Schooße dieser wackern Familie; und diese frohe Zeit meines Lebens wird mir unvergeßlich bleiben. Ich hatte das Geschäfte übernommen, einen Theil der Erziehung der drey Kinder zu besorgen, von denen zwey leibliche Kinder des rechtschaffenen Hausvaters waren; bey dem dritten vertrat er Vaterstelle, denn es war eine Waise.

Meine Zöglinge machten mir durch ihre Aufführung viele Freude. Sie waren nicht ohne Fehler; allein sie hatten auch der guten Eigenschaften viele, und gaben sich Mühe, mit jedem Tage besser zu werden, worüber ich mich öfters inniglich freute.

Vorzüglich zeichnete sich meine Schülerinn aus. Sie mag damals ungefähr eilf Jahre alt gewesen seyn. Nur wenige Mädchen sind mir vorgekommen, die in diesem Alter ihr an Verstand und Herzensgüte gleich gewesen wären. Ich müßte viel erzählen, wenn ich eine vollständige Schilderung von ihr entwerfen wollte. Nur einige Züge will ich aus ihrem Charakter ausheben.

Mein

Meine Schülerinn hatte in ihrem ganzen Wesen etwas Liebevolles, Zutrauliches, Einnehmendes. Eine liebenswürdige Freundlichkeit lächelte immer auf ihrem Angesichte; nur selten sah ich sie mißmuthig, und oft erheiterte sich mein Herz in ihrer Gesellschaft, wenn ich die frohe Munterkeit des vergnügten Mädchens erblickte, und die unschuldigen Scherze vernahm, die sie vorbrachte. Sie fand große Freude daran, jemanden durch ein artiges Späßchen zu überraschen, und wenn ihr dieses gelang, so mußte sie darüber recht herzlich lachen.

Sie hatte nichts von dem verschlossenen, heimlichen Wesen, das jungen Personen so übel ansteht. Sie sprach, wie es ihr ums Herz war, ohne doch die Grenzen der Bescheidenheit und Sittsamkeit zu überschreiten. War ihr etwas mißfällig, so sagte sie es offen, und wenn sie auf einen Fehler aufmerksam gemacht wurde, war sie so aufrichtig gegen sich, daß verhehlte oder beschönigte ihn nicht, sondern gestand, daß sie ihn begangen habe, in Zukunft aber vermeiden wolle. Nichts ist schöner, als diese Aufrichtigkeit gegen sich selbst, dieses offene Bekennen seiner Fehler, und der feste Vorsatz, sie nie wieder zu begehen!

Mei-

sich, als sie gerade etwas zur Unterstützung eines Dürftigen thun wollte. Sie gab ihm dafür verschiedene Sachen, die Geldes-Werth hatten. Einmahl wurde sie befragt, wo sie das schöne Messer habe, welches sie vor kurzem gekauft hätte? Sie wollte es Anfangs nicht sagen, endlich aber gestand sie, sie habe es einem armen Manne geschenkt, weil sie gerade kein Geld bey sich gehabt hätte.

Doch was soll ich fortfahren, liebenswürdige Züge aus ihrem Charakter auszuheben! Sie war mit einem Wort ein gutes Mädchen, sie war der Stolz und die schönste Hoffnung ihrer braven Eltern. Geist und Körper entfalteten sich immer schöner und schöner. Doch die Blüthe sollte nicht zur Frucht gedeihen. Eine plötzliche Krankheit raffte sie in ihrem zwölften Jahre von der Welt, und die süßen Hoffnungen der Eltern wurden nun auf ein Mahl vernichtet. Den Schmerz des Vaters, die Gefühle der Mutter und der Geschwister kann ich nicht beschreiben. Ihr, die ihr ein fühlendes Herz habt, werdet es euch leicht vorstellen können.

Chri-

Christine Thekusch hieß die Früh-entschlummerte. Zu Preßburg, in Ungarn, ist sie geboren und begraben. Ruhe, heilige Ruhe schwebe über ihrer Asche! Sie umschwebt auch mich, und deinem Andenken, geliebte Christine! rinnt eine stille Thräne der Wehmuth.

Alles schweigt! — Ein heiligstilles Streben
Hebt die trauervolle Brust empor!
Und das Bild von einem bessern Leben
Schwebt dem ahnungsvollen Geiste vor!
Ha! wenn Schülerin und Lehrer dann im Lichte
Jener Geisterwelt beysammen stehn!
O wie reißt, indem ich einsam dichte,
Mich die Sehnsucht hin! — o Wiedersehn! —

Euphrosyne in der Nacht.

Oft steh' ich in der stillen Nacht,
Wenn meine Mutter nicht mehr wacht,
Am kleinen Fenster ganz allein,
Und blicke in die Nacht hinein!

Ein schwarzer Flor bedeckt die Flur,
Tief schweigt die heilige Natur;
Da regt sich was in meiner Brust,
Bald ist es Schmerz, bald ist es Lust!

Es wird mir schwer, es wird mir bang,
Oft netzen Thränen meine Wang',
Und traurig blickt das Aug hinab
Ins kühle, immer offne Grab.

Das Grab ist finster, wie die Nacht,
Wo keine Sonn' noch Blume lacht;
Doch schläft sich's da in süßer Ruh,
Ist einmahl nur das Auge zu.

O weiche von mir stiller Schmerz,
Erhebe dich mein fühlend Herz
Zum ungezählten Sternenheer,
Und traure nun, o Herz! nicht mehr!

Am blauen Himmel funkelt's schön,
Ha seht! wie sich die Wolken drehn!
O sey gepriesen stille Nacht
Mit deiner großen Sternenpracht!

Geliebter Vater, du bist fern!
Wohnst du auf jenem hellen Stern,
So blicke dann auf mich herab;
Oft weine ich an deinem Grab.

Einst, guter Vater! find' ich dich;
O diese Hoffnung tröstet mich
In mancher stillen, trüben Nacht,
Wenn alles um mich nicht mehr wacht!

Karl,

Karl, als er mit seinen Freunden Kartoffelernte hielt.

Mel. Pasteten hin! Pasteten her! u. s. w.

Auf! Brüder! auf! nehmt in die Hand
Den Spaten und die Hacke!
Wir wallen froh auf unser Land,
Und rufen jubelnd, Hand in Hand:
Es lebe hoch Herr Drake!*)

Wir ziehen frisch das grüne Kraut
Dann aus der lockern Erde;
Ein jeder ruft: O schaut! o schaut!
Viel Knollen hangen an dem Kraut,
Bald stehn sie auf dem Herde!

Ha! Peter, Adolph, Bernhard her!
Helft uns die Säcke füllen!
Schön ist die Arbeit und nicht schwer,
Der Magen bleibt dabey nicht leer,
Den Hunger sollt ihr stillen!

Bald lodert's auf dem öden Land,
Bald kocht's im vollen Kessel.
Wir schälen dann, mit leichter Hand,
Kartoffeln viel' von unserm Land:
Die Erd' ist unser Sessel!

*) Franz Drake, ein englischer Admiral, brachte 1585 die ersten Kartoffeln aus Amerika nach England. In Deutschland wurden sie erst in dem letzten Jahrhunderte bekannter.

Gelagert auf der kühlen Erd',
Sieht man uns fröhlich hausen,
Und bey dem lieben, warmen Herd',
In Fried und Lieb', wie sich's gehört,
Kartoffeln wacker schmausen.

O Drake, du bist unser Mann!
Dir tönen unsre Lieder!
Wenn ich nichts anders wirken kann;
So baue ich Kartoffeln an
Für mich und meine Brüder!

Auf! Brüder! auf! nehmt in die Hand
Den Spaten und die Hacke!
Wir graben froh auf unserm Land,
Und rufen jubelnd, Hand in Hand:
Es lebe hoch Herr Drake!

Wörterräthsel oder Charaden.

1. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe bezeichnet etwas, wonach sich der Krieger sehnt; die zweyte einen äussern Theil des menschlichen Körpers; das ganze Wort ist ein männlicher Nahme.

2. Ein dreysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist der Nahme vieler Hunde; die zwey letzten die Benennung einer jungen Person männlichen Geschlechts; das ganze Wort aber ein Schimpfnahme.

3. Ein

3. Ein einsylbiges Wort.

Das Wort ist der Nahme eines nützlichen Hausthieres; verwandelt man den ersten Buchstaben in einen andern: so drückt dann das Wörtchen den Ton aus, welchen dieses Thier von sich giebt.

4. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist etwas, womit die Schiffe angebunden werden; die zweyte klingt wie ein Mitlauter; das ganze Wort ist der Nahme eines sperlingsartigen Vogels.

5. Ein zweysylbiges Wort.

Das ganze Wort bezeichnet einen äußern Theil am menschlichen Körper; verwandelt man den ersten Buchstaben in einen andern, so entsteht daraus der Nahme eines Nagethieres, welches, besonders bergauf, schnell laufen kann.

6. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe drückt etwas aus, dessen nur wenige zubereitete Speisen entbehren können; die zweyte Sylbe ist eine Geschlechtsbenennung bey dem Menschen; das ganze Wort aber der Nahme eines berühmten Mannes, der schon viel Schönes für die Jugend geschrieben hat.

7. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe drückt eine Eigenschaft aus, die man gewöhnlich an Thürmen und Bergen findet; die zweyte etwas, was ein Soldat haben muß, wenn er im Kriege glücklich seyn will; das ganze Wort drückt eine schlechte Eigenschaft aus, die gar nicht beliebt macht.

8. Ein

8. Ein zweysylbiges Wort.

Jede Sylbe klingt wie ein Mitlauter; das ganze Wort bedeutet etwas, was auf jeden Anfang erfolgt.

9. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein Buchstabe; die zweyte dasselbe; das ganze Wort der Nahme eines Schwimmvogels.

10. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe klingt wie ein Mitlauter; die zweyte bezeichnet eine Eigenschaft, die jeder gute Krieger besitzt; das ganze Wort bedeutet eine schöne Tugend.

11. Ein zweysylbiges Wort.

Die erste Sylbe ist ein französischer; die zweyte ein deutscher Artikel*); das ganze Wort aber etwas, dessen der Schuster als Schuster nicht entbehren kann.

12. Ein siebensylbiges Wort.

Die erste Sylbe bedeutet etwas, was gewisse emsige Insekten bereiten; durch die zweyte und dritte Sylbe wird ein Fluß bezeichnet, der sich im Hannöverschen befindet; die vierte Sylbe bezeichnet einen Theil von einem Gebäude; die fünfte und sechste ist der Nahme eines berühmten Geographen, und die letzte der Nahme eines großen Philosophen; das ganze Wort bezeichnet einen Fabrikanten.

---

*) Die französische Sprache hat zwey Artikel; le und la; hat die deutsche Sprache eben so viele?

In-

Inhalt des I. Theils.

I. Cleon und seine Schüler. = Seite 1
II. Der entdeckte Heuchler. = = 16
III. Die drey Linden. = = = 28
IV. Der Thierquäler. = = = 37
V. Fritzchen im Winter. = = 55
VI. Die Bravsche Familie in der Stadt. 57
VII. Die Bravsche Familie verläßt die Stadt. 80
VIII. Die Bravsche Familie auf dem Lande. 98
IX. Des armen Adolphs Wanderung. 130
X. Der erste May. = = = 136
XI. Der kleine Lateiner. = = 167
XII. Frühlingslied. = = = 173
XIII. Die sanfte Schwester. = 177

Inhalt des II. Theils.

I. Der schöne Garten. = = Seite 3
II. Das Examen im Paradiesgarten. = 21
III. Die unglückliche Weinlese. = 53
IV. Der reuevolle Sohn. = = 96

V. Vater Ehrenhold und seine Kinder. S. 129
VI. Die tollkühne Bärenjagd. = = 139
VII. Traurige Folgen eines unüberlegten Scherzes. Eine wahre Geschichte. 157
VIII. Ein Denkmahl. = = = 165
IX. Euphrosyne in der Nacht. = = 173
X. Karl, als er mit seinen Freunden Kartoffelnernte hielt. = = 175
XI. Charaden. = = = 176

Auflösung der Charaden.

1. Siegmund.
2. Spitzbube.
3. Kuh.
4. Taube.
5. Nase.
6. Salzmann.
7. Hochmuth.
8. Ende.
9. Ente.
10. Demuth.
11. Leder.
12. Wachsleinewandfabrikant.